Die Geschichte des Selbstgefühls.

Εγω δε τι βȣλομαι? καταμαθειν
Την φυσιν, και ταυτη επεσθαι.
Epict. Ench.

Frankfurt und Leipzig,
gedruckt und verlegt von Johann Jakob Stahel,
Hochfl. Hof- und Univ. Buchh. u. Buchdr. in Wirzburg 1772.

Vorrede.

Die Geschichte des Menschen einzeln genommen, hat viele Aehnlichkeit mit der Geschichte ganzer Völker, wovon sich der Anfang meistens in der Dunkelheit, und dichten Finsternissen verliert. Der Geschichtschreiber hat seine Pflicht erfüllt, wenn er nur jene Züge sammelt, wovon er sichere Gewährleister hat. Nur erst, wenn ein jedes den ihm eigenen Zeitraum der Barbarei

durchloffen, wenn sich der Verstand aufgeklärt, und die Sitten verfeinert, ist die Begierde und Kunst entstanden, den Nachkommen sichere Merkmale des Vergangenen zu hinterlassen. Wer sich nicht an diese hält, läuft die größte Gefahr, irre zu gehen, seine Leser aber mit leeren Träumen zu unterhalten, die Einbildungskraft mag sie noch so schön aufputzen. Die Menschen haben aber niemal ihrer Wissensbegierde Schranken setzen können. Anstatt daß sie in der Ungewißheit fortlebten, oder das Geständniß ihrer Unwissenheit ablegten, haben sie eher den unsinnigsten Fabeln Glauben beymessen wollen. Keine Nazion, die nicht ihre eigene Romanen von ihrem Ursprung, ihren ersten Helden, und ihrer Fortpflanzung

hat.

hat. Die Völker, welche die gesittesten waren, scheinen hier noch ein merkliches Voraus zu haben. Bey Durchlesung dessen, was die Griechen von ihren fabelhaften und Heldenzeiten erzälen, möchte man fast eben jenes sagen, was der Cardinal von Este dem berühmten Ariost über seinen Rolando furioso gesagt: Beym Henker, Messer Ludovico, wo habt ihr all dieß närrisch Zeug her? Mit dem Menschen einzeln genommen ist man fast eben so verfahren. Anstatt die Erfahrung zum Leitstern zu nehmen, und sich an das gewisse zu halten, hat man Romanen über seinen Körper, über seine Seele, und über beede zugleich, metaphysische, physische und moralische Romanen erdacht. Anstatt die Natur auf

das genaueste, und so zu sagen in ihren geheimsten Werkstätten zu beobachten, hat man aus ungewissen Hypothesen eine Reihe noch ungewisserer Schlüsse gefolgert. Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß der Weg der Beobachtung hier der sicherste sey, die Beobachtungen aber selbst eben nicht in einer chronologischen Ordnung brauchen aufgestellt zu werden. Genug, wenn man im Stande ist, aus den zerstreuten Zügen, die uns die Erfahrung gelehrt hat, ein ganzes herzustellen, in welchem sich ein jeder finden und ersehen kann. Man wird daher keine Hypothesen oder Erklärungen über die Entstehung des Selbstgefühls fordern, welche allzeit ein Geheimniß für die Menschheit blei-

bleiben wird, weil sich die Beobachtung nicht so weit erstrecken kann. Man kann dieses mit eben so wenig Fug von einem Geschichtschreiber desselben verlangen, als von einem Geschichschreiber einer Nazion, den Ursprung derselben, wenn er keine hinlängliche Spuren davon hat.

Sollte übrigens dieses Werk Beyfall finden, so werden zu seiner Zeit, da der Verfasser itzt andere Arbeiten vor sich liegen hat, noch einige Theile nachfolgen.

Der Verfasser.

M. J. S.

Seite 2. anstatt wiedervollen, ließ wundervollen.

In-

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Das Selbstgefühl in sich betrachtet. S. 1

Zweiter Abschnitt.

Einfluß der Empfindungen auf das Selbstgefühl. S. 23

Dritter Abschnitt.

Einfluß der Selbstthätigkeit auf das Selbstgefühl. S. 109

Vierter Abschnitt.

Einfluß der Sittlichkeit auf das Selbstgefühl. S. 174

Erster Abschnitt.

Das Selbstgefühl in sich betrachtet.

Erstes Kapitel.

Beschaffenheit desselben bey seinem Ursprung.

Pascal behauptet, dem Menschen sey nichts unerträglicher, als an sich zu denken; seine erste Sorge gehe dahin, sich zu vergessen, und außer ihm selber zu leben. Dergleichen Gedanken kommen schon bey dem Seneca unter den verschiedensten Wendungen vor. Horaz hat sie in den feinsten poetischen Witz eingekleidet. (a) Indessen, wenn wir ihn

 in

(a) Es wird sich unten besser entwickeln lassen, in wie weit sie noch als wahr können angenommen werden.

in der Nähe betrachten, finden wir, daß er allzeit mit sich beschäftigt sey, daß er sich niemal ganz verlasse; sondern vielmehr in allen Dingen entweder sich nur allein, oder doch vorzüglich fühle. Dieses Selbstgefühl ist in alle seine Gedanken, in all seine Empfindungen, Thun und Lassen eingeflochten. Er trägt es mit sich, wo er nur immer ist, und es ist ihm eine nie ganz versiegende Quelle des Vergnügens; sein erstes und letztes Bedürfniß aber, es allzeit lebhaft zu erhalten, zu verstärken, und zu erhöhen.

Auch mitten in der größten Traurigkeit ist der Mensch nicht von sich entfernt; Er wird vielmehr um so tiefer in sich versenket. Das Gefühl deren Vollkommenheiten, welche die Bestandtheile seines Selbst ausmachen, erhält sich nicht nur allein in diesen Umständen; sondern es wird oft noch mehr durch den Kontrast der dazwischen gekommenen Unvollkommenheiten erhöht, und dadurch das Mißvergnügen mit jenem wiedervollen Vergnügen vermischt, welches die Ursache ist, daß die meisten Menschen so gern über ihr trauriges Schicksal nachdenken, und sich mit harter Mühe von diesem Nachdenken abziehen lassen.

Der einzige Fall wäre noch, wo man glauben sollte, er suchte sich zu fliehen; wenn er Unvollkommenheiten wahrnimmt, die er sich nicht mehr bergen kann. Allein entweder geht sein Bestreben dahin, sich auf alle Art von denselben loszuwinden, so wie der verwundete Hirsch von

dem

dem Pfeile, der ihm die Wunde versetzt hat, oder der Kranke von dem Uebel, das ihn an das Bette heftet: und in diesem Falle ist er gewiß nicht von sich entfernt; oder sucht er sie so viel möglich aus dem Sinne zu schlagen, und auch hier will er nur seine Mängel nicht sich vergessen; im Gegentheil sucht er eben dadurch das Gefühl eigener Vollkommenheit zu erhöhen, daß er sie rein und ohne Vermischung einiger Unvollkommenheit zu fühlen bemüht ist.

Der Mensch fühlt zuerst, daß er ist. Mit diesem Gefühle ist auch ein dunkles Gefühl dessen, was er ist, verbunden. Zum Glücke für ihn hat die Natur allen empfindenden Dingen dieses Geschenk gemacht, daß sie das Gefühl ihres eigenen Wesen vergnügt. Dieses Vergnügen ist rein, wenn sie keinen Mangel oder Unvollkommenheit zu gleicher Zeit verspüren. Widrigenfalls ist es vermischt. Eben dieses Vergnügen, so die Natur dem Selbstgefühl als die treueste Gefehrtin zugesellt, ist das kostbarste aller Güter, so sie den Dingen, die Empfindung und Leben haben, hat mittheilen können. Sie brauchen das Vergnügen nicht weit her zu holen. Empfinden selbst ist Glückseligkeit. So bald das erste Bewustseyn erwacht, gefällt sich schon der Mensch, so wie jedes anderes Ding, das Empfindung und Seele hat. Und wenn er auch noch nicht weiß, welchen Platz er sich unter den Dingen, die um ihn her sind, anweisen soll; so

fällt es ihm doch am wenigsten ein, sich ihnen nachzusetzen. Er fühlt Vollkommenheiten, denen er zwar keine Namen geben kann, und dennoch vergnügen sie ihn. Wie mehr er mit sich umgeht, wie genauer er sich durch die Entwickelung seiner Anlagen und Kräften kennen lernt, desto stärker wird dieses Vergnügen.

Giebt es auch Augenblicke, wo er mit sich mißvergnügt zu seyn scheint, so ist es eben nicht so böse gemeynt. Er würde mit der ganzen Welt nicht tauschen, wenn er nicht sein geliebtes Selbst mit in den verwechselten Zustand hinüber bringen dörfte. Auf Kösten desselben würde der verachteste Mensch nicht Kaiser, und der Aermste nicht Crösus seyn wollen. Das Bewunderungswürdigste bey allem diesem ist, daß, obschon die empfindenden Dinge durch eine unendliche Verschiedenheit von einander abweichen, und keines dem andern vollkommen ähnlich ist, sich doch zuletzt ein jedes am besten gefällt.

Bey dem Menschen hilft noch die Einbildungskraft ganz besonders zu Erhaltung und Vermehrung des Vergnügens, so mit dem Selbstgefühle verbunden ist. Ihr Hauptgeschäfte ist, dieses Selbst mehr auszuschmücken. Sie studiret alle Seiten ihres Lieblings Gegenstandes, um allezeit neue Vollkommenheiten zu finden, oder sie in einem neuen Lichte zu zeigen; und wenn alles erschöpft ist, weiß sie doch die Stufen davon zu erhöhen. Kaum hat sie die ersten Züge von irgend einer entdeckt, stellt sie

den ganzen Umriß davon her. Sie weiß aus einem Caracalla einen Alexander zu bilden, weil er den Kopf wie Alexander auf die Seite hangen läßt, aus einem heutigen Italiener einen Scipio oder Cäsar zu machen, weil er den Namen von ihnen trägt, oder den Boden betritt, den sie betretten haben, aus manchem einem Gelehrten, weil sein Nahme sich in Us endet. Die Gewohnheit macht, daß diese Begriffe zuletzt nicht leicht mehr von einander zu trennen sind, und jenes vest geglaubt wird, was Anfangs nur auf Gerathewohl gedacht worden.

Oder aber erhöht sie um ein merkliches den Werth der wirklich vorhandenen Vollkommenheiten. Obschon nichts eher vergessen, und leichter ersetzt wird, als Menschen, so bringt doch ein jeder seine Verdienste sehr hoch in Anschlag. Und von dem ersten Minister bis zu dem Stalljungen ist vielleicht die letzte Versuchung die jedem ankömmt, mit einem sterbenden Livius Drusus auszurufen: **Freunde! wenn wird doch der Staat einen Bürger meines gleichen wieder bekommen?** (b)

Damit aber das Gefühl eigener Vollkommenheit von dem entgegen gesetzten Gefühle der unvermeidlichen Unvollkommenheiten nicht erstickt werde; geht sie so geschwind über letztere hinaus, als es nur immer seyn kann; und wenn sie doch damit zu thun haben muß, weiß sie auf das

 glimpf-

(b) Ecqando propinqui, amicique, similem mei civem habebit respublica? Vellej. Paterc. Lib. II. C. XIV.

glimpflichste damit zu verfahren, nicht anderst, als ein partheyischer Sachwalter mit der Sache seines Klienten, bey der er sich gleich Anfangs vorgenommen hat, alles zum Besten desselben zu deuten Dieß ist ihr um so leichter, da Vollkommenheit und Mängel in einer so nahen Verwandschaft stehen, daß auch der geübteste Kenner kaum ihre Gränzen genau zu bestimmen im Stande ist. Sie weiß also durch den künstlichsten Selbstbetrug letztere nur zu oft in erstere umzubilden, den Geiz eine kluge Haushaltung, die Zaghaftigkeit Vorsicht, die Unentschlossenheit Vernunft, die Feigheit Güte zu nennen. Und wenn alles fehlt, hilft die Gewohnheit. Dadurch wird dem Menschen erträglich, was er Anfangs noch so sehr verabscheuet hat.

Durch die Wirkung der nämlichen Einbildungkraft weiß der Mensch ganz gleichgültige Sachen zur Vergrößerung seines Selbst zu benutzen, wnn sie nur mit demselben in einigem Verhältnisse stehen. Seine eigene Vollkommenheit geht du:ch das öftere Zusammendenken auf alles über, was ihm angehöret; Gleichwie wohlriechende Körper ihren Geruch, oder andere ihre anziehende Kraft, denen, so ihnen die nächsten sind, mittheilen. Daher kömmt jene bewunderungswürdige und bezauberende Kraft, so das Wort Mein bey den meisten Menschen hat. Genug, daß etwas ihnen ist, so bekömmt es gleich eine andere Gestalt, als es zuvor gehabt hat, nun muß es gleich besser seyn, a:s was anderen zugehört. Jedes

D:ng,

Ding, sagt Hume: (c) das einem eitlen Menschen zugehört, ist das beste, so man finden kann. Seine Häuser, sein Kutschenzeug, sein Haußgeräthe, seine Kleider, Hunde, Pferde, übertreffen seiner Einbildung nach alles andere. — Wenn man ihm glauben soll, so hat sein Wein einen feinern Geschmack, als aller andere; seine Küche ist delikater, seine Tafel besser geordnet, seine Bedienten verständiger; die Luft, die er einzieht, gesunder, der Boden den er bauet, fruchtbarer.

Zweytes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über das Selbstgefühl.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen über das Selbstgefühl voraus schicken.

1) Jede Empfindung ist nichts anderst als das verschiedentlich modificirte Selbstgefühl. Alles, was in der Seele vorgeht, ist Bewüstseyn entweder der Wirkung, die ein Ding außer uns auf den Körper und Seele macht, somit der Veränderung, die dadurch in dem Selbst hervorgebracht wird; oder einer solchen Veränderung, die ihren Grund in der

(c) Dissertation on the passions.

der Seele selbst hat, oder doch zu haben scheint. Diese Veränderungen sind ins unendliche möglich. Das Selbst hat also unzäliche Seiten, und diese können wieder unter einer unendlichen Verschiedenheit und Verbindung mit einander, von der Seele wahrgenommen werden. Was für ein Wunder, ein Ding, das Empfindung hat? Hieraus ergiebt sich von selbsten, daß durch angenehme Empfindungen das Vergnügen, womit das Selbstgefühl ordentlicherweise umgeben ist, nicht verdrungen, sondern nur erweitert und verstärkt wird. Eben so geht es mit den unangenehmen. Das Vergnügen des Selbstgefühls hört nicht auf, sondern beede vermischen sich mit einander, und dadurch entsteht eine mitlere Empfindung zwischen reinen Vergnügen und Mißvergnügen, welche oft der Seele angenehmer ist, als reines Vergnügen.

2) **Jedes Vergnügen entsteht also eigentlich aus dem Gefühle eigener Vollkommenheit, und jedes Mißvergnügen aus dem Gefühle eigener Unvollkommenheit.** Nichts geschieht öfter als daß wir uns in Ansehung der Ursache unsers Vergnügen irren. Unser erster Anspruch an die Dinge außer uns gehet dahin; daß sie uns in unserem natürlichen dem Selbstgefühl anklebenden Vergnügen durch sinnliche Unvollkommenheit nicht irre machen. Wenn nur dieses unterbleibt, so gefallen sie uns gewiß, oder vielmehr wir gefallen uns selbst, und durch den verzeylichsten Selbstbetrug schrei-

ben wir es den Dingen von außen zu. Daher geschieht es, daß die Menschen an der nämlichen Sache in verschiedenen Umständen bald Gefallen, bald Mißfallen haben, daß in dem nämlichen Hause über die nämliche Sache der eine lacht, der andere weint, der dritte ganz gleichgültig bleibt. La Bruyere hat Recht, wenn er sagt, das sicherste Mittel sey, anderen in dem Umgange zu gefallen, wenn man macht, daß sie ihnen selber gefallen. (d)

Dieß bleibt auch wahr bey den Gegenständen, bey deren Daseyn das Selbstgefühl eine wirkliche Veränderung leidet. Sind sie sinnlich, so wirken sie auf den Körper, der dadurch entweder vollkommener oder unvollkommener wird. Sind sie nicht sinnlich, als z. E. große Geisteskräfte, erhabene Gesinnungen ꝛc. so können sie uns nicht gefallen, wenn wie sie nicht anschauend denken, das ist, wenn wir nicht die großen Gesinnungen auf eine Zeitlang selbst annehmen, wenn wir den großen Gedanken nicht mitdenken. Oft entsteht das Vergnügen zugleich von sinnlichen und nicht sinnlichen Gegenständen z. E. wir erinnern uns bey einem schönen Gegenstande an die Kräfte der Natur oder des Künstlers, so denselben hervor gebracht haben. Auch hier können wir kein Vergnügen haben, wenn wir nicht ein Gefühl ähnlicher Kräfte in uns hervorbringen. Deßwegen ist das Vergnügen des Kenners so

(d) Celui, qui sort de votre entretien content de soi, & de son esprit, l'est de vous parfaitement.

verschieden von demjenigen, das einer fühlt, der nicht in den Geheimnissen der Kunst eingeweiht ist, weil es ihm leichter ist diese Kräfte anschauend zu denken. Oder fühlen wir auch eigene Geistes-kräfte dadurch, weil unser Verstand oder Einbildungskraft sich mit dem Gegenstand beschäftigt, denselben nun theilweiß, nun im ganzen betrachtet.

Das fremde Unglück kann uns eben so wenig rühren, wenn es nicht wahrhaft, oder eingebildeter weise uns angeht; oder wenn wir nicht das Uebel als wirklich uns betreffend, oder wenigstens als möglich auch unserer Seits ansehen, kurz, wenn wir nicht den Zustand des Leidenden annehmen. Hierin aber thut die Einbildungskraft alles, ohne daß wir dessen deutlich bewußt werden, was in uns vorgeht. Ja sie läßt sich nicht einmal allzeit von der Vernunft beherrschen; wenn wir auch diese zu Hülfe rufen. Wir wissen oft, daß uns die Sache nichts angeht, daß wir außer Gefahr sind; dennoch ist es uns immer, als wenn uns ein gleiches Unglück bevorstünde. Wird die Vernunft ganz Meister über die Einbildungskraft, so kann man auch fremdes Leiden ganz gelassen ansehen. Der Tyrann kann den gräßlichsten Martern mit Vergnügen zusehen; weil er sie nicht nur allein nicht als eigen, sondern noch vielmehr als eine Beförderung eigener Vollkommenheit betrachtet, oder an die Größe seiner Macht denket, von welcher Leben und Tod abhängt. Oft versetzt sie uns mit gutem Willen in die nämlichen Umständen, als bey

dem

dem Theater. Gleichwie wir zuvor die Gesinnungen einer Person angenommen haben, die uns intereßiret, leiden wir hernach mit ihr.

Weil aber die Gegenstände außer uns oft den Grund in sich enthalten, warum unser Seelen- oder Körperzustand vollkommener wird; so hindert nichts, daß auch der Philosoph hierinnen dem Sprachgebrauch folge, und dem gemeinen Haufen nachsage, die Gegenstände außer uns gefallen und vergnügen uns.

3) **Unsre Schlüsse gehen bey den Empfindungen und Gefühlen nicht von der Ursache auf die Wirkung, sondern von der Wirkung auf die Ursache.** Das ist, wir urtheilen nicht, daß ein Ding uns gefallen müße, weil es schön und vollkommen ist, sondern weil es uns gefällt, urtheilen wir, daß es schön ist. Die Wirkung ist uns bekannter als die Ursache; wir bleiben also meistens bey dieser stehen. Man läßt sich die schönsten Erklärungen von Wahrheit und Schönheit vorsagen, und mißt zuletzt beede nach seinem Beyfall. Jenes ist wahr, was wir glauben, und jenes schön, was uns gefällt. Wie mehr ein Ding uns gefällt, desto mehr Schönheit und Vollkommenheit legen wir ihm ohne weitere Untersuchung bey. So wie das Wohlgefallen steigt oder fällt, steigt und fällt auch unser Urtheil von der Vollkommenheit eines Dings. Wir wollen nur einige Folgen bemerken, die sich hieraus ergeben. Weil das Wohlgefallen, welches in uns entsteht, es mag

seinen Grund haben, worinn es will, nicht abstrahirt, sondern sich auf das ganze Selbst erstreckt, und so zu sagen um alle Theile desselben herum schlingt; so dünkt sich auch der Mensch ganz vollkommen zu seyn, so lang er Wohlgefallen ohne Mißfallen in sich verspürt, wenn es auch seinen Grund nur in einer einzigen Vollkommenheit hat. Er wird deßwegen allzeit eine oder die andere Lieblingsvollkommenheit haben, worauf er sich das meiste zu gut thut. Dise ruft er hervor, und stellt sie vornen an, so oft man ihm seine Ansprüche strittig machen, oder so oft nur von weitem ein Gedanke von Unvollkommenheit in ihm selber entstehen will. Durch diese sucht er sich und andere zu bereden, daß er ganz vollkommen sey, daß keine anzutreffen, die er entweder nicht besitze, oder doch eine die ihr das Gleichgewicht hält. Ein Richelieu bildet sich ein, weil er ein großer Staatsminister sey, müße er ein eben so großer Theolog und Poet seyn: und wir bewundern billig einen Ludwig den Vierzehenten, daß er sich von einem Despreaux hat sagen lassen: Sire, je me connois mieux en vers, que Vous. Auf das Verse machen verstehe ich mich besser als Eure Majestät. Nero hat nach dem Berichte des Suetonius (e) keine von den Beschuldigungen

des

(e) Nihil autem æque doluit, quam ut Citharœdum malum se increpitum. —— Cætera Convitia ut falsa non alio argumento refellebat, quam quod etiam inscitia tantopere laboratæ, perfectæ que a se artis objiceretur, singulos subinde rogitans, nossentne quemquam præstantiorem. Sueton. Lib. VI.

des Julius Binder härter aufgenommen, als daß er ihn für keinen guten Lautenschläger wollte gelten lassen. Alle übrigen hörte er gedultig an, diese aber konnte er nicht vertragen: Und schon hieraus allein glaubte er die Falschheit der übrigen zu erweisen, daß Binder ihm die Unwissenheit einer so sehr von ihm bearbeiteten, und bis zur Vollkommenheit gebrachten Kunst vorgeworfen hätte. Er fragte ganz ängstig einen um den anderen, ob sie einen kennten, der mehr als er in dieser Kunst erfahren wäre.

Daher kömmt es auch, daß, so scharf er in seinen Urtheilen mit anderen verfährt, er doch gelind mit sich umgehe, als wenn an ihm nichts unvollkommenes seyn könte, welches er sogar auf seine Freunde, und alle diejenigen, so einmal das Glück gehabt haben ihm zu gefallen, erstreckt wissen will. Wenn der andere nur einmal auf einer Seite gefällt, so ist er ganz vollkommen und alle seine Handlungen werden gut geheißen, so lang es immer möglich ist. Mißfällt er nur auf einer Seite, so ist er ganz unvollkommen, als wenn eine einzige Unvollkommenheit alle übrigen voraus setzte. Wir können keinen anderen Grund angeben, als weil es von Seiten des Wohlgefallens, oder Mißfallens keine Abstraktion giebt, nach diesem aber das Urtheil selbst, das wir von uns oder einem anderen fällen, sich richtet. So glaubte Bajazeth es gäbe sein Koch wohl einen guten Stadthalter ab, weil er eine gute Suppe zurichten konnte; hingegen läßt sich

jener

jener französische Tanzmeister nicht bereden, daß Mylord Harley ein guter Staatsminister seyn werde, weil er nicht in zweyen Jahren gut tanzen gelernt hätte.

Oft vergißt man sogar, welches noch mehr zu verwundern ist, diejenige Handlung oder Eigenschaft, welche das erste Vergnügen, oder Mißvergnügen in uns hervorgebracht haben, und dennoch bleibt unser Urtheil das nämliche, weil sich unsere Gefühle länger in uns erhalten, als unsere Ideen, und bey gewissen Gegenständen, mit denen sie oft sind verbunden gewesen, pflegen wieder zu kommen, ohne Bewustseyn ihrer ersten Ursache. Daher geschieht es oft, daß wir jemand hassen, ohne zu wissen warum, und eben so, daß wir jemand lieben ohne warum, weil wir bloß nach unsrer Empfindung urtheilen.

Wegen dieser Art zu schließen geschieht es auch, daß wir so gern Gegenstände, die an sich sehr verschieden sind, mit einander verwechseln; z. B. das neue, seltene, schwehre, große, nüzliche mit dem schönen. Alle wirken in uns Wohlgefallen und Vergnügen, doch ein jedes ein Vergnügen seiner Art. Alle mögliche Arten zu bestimmen, oder mit Zeichen auszudrucken, übersteigt weit die menschlichen Kräfte. Selbst die schon erfundenen Zeichen werden wegen der nahen Verwandschaft der Wirkungen, allzeit nur für den geübtesten Philosophen seyn. Sogar Gegenstände die nichts weniger als schön und vollkommen sind, können wegen der nämlichen

Ursache nicht nur allein bey einzelnen Menschen, sondern bey ganzen Nazionen für schön und vollkommen angenommen werden. Durch öftere Verbindung mit anderen wahrhaft schönen und vollkommenen Dingen wird oft die Nebenidee davon unzertrennlich, oder doch wegen der starken Gewohnheit bey ihrer Vorstellung Vergnügen zu schöpfen, das alte Vergnügen wieder rege, wenn wir sie auch allein denken. Die Aehnlichkeit der Wirkung macht, daß wir solchen Gegenständen die nämliche Benennung geben, als den wahrhaft schönen und vollkommenen. Dadurch entstehen local, nazional, und endlich besondere Schönheiten in Ansehung fast eines jeden Menschen. Der Wirkung nach zu urtheilen haben sie auch nicht unrecht. Ein jeder gebraucht sich seines Rechts das für schön zu halten, was ihm gefällt.

Da endlich Gegenstände, die wir gar nicht kennen, auch kein Wohlgefallen in uns erregen können; sind wir nur zu sehr geneigt, ihnen alle Vollkommenheit abzusprechen. Eine fast allgemeine Art zu urtheilen bey den Menschen, und die Hauptquelle der wechselweisen Ungerechtigkeiten, Verachtung und Geringschätzung, die nicht nur allein einzelne Menschen, sondern ganze Gesellschaften und Nazionen gegen einander ausüben.

4) **Der Mensch sieht die Vollkommenheit seines Selbst als nothwendig an.** Er glaubt nicht nur allein, daß er vollkommen habe seyn müßen; sondern er glaubt auch, daß ih[m]

die

die nämliche Stufe und Art der Vollkommenheit, die er sich zudenkt, gebühret habe. Das ist, sein Selbst soll allzeit so beschaffen seyn, daß es ihm Vergnügen, und sogar die Art des Vergnügens gewähre, die er wünscht. Weil aber dieses nicht seyn kann, ohne daß auch die äusserlichen Umstände, in welche er gesetzt ist, mit den innerlichen harmoniren, so macht er auch Anspruch auf diese. Sind sie wirklich vorhanden, wie er sie wünscht, so sieht er sie nur als Folgen seiner ursprünglichen Vollkommenheit, und eine natürliche Mitgift seines Selbst an. Gewiß wird noch keinem eingefallen seyn, sich darüber zu besinnen, warum Er souverainer Herr von etlichmal hundert tausend Gulden, warum Er Prinz, warum Herr und nicht Diener geworden sey. Nichts ist natürlicher als der Gedanke, daß es eben so habe seyn müssen; daß er alle äußere Güter vielmehr als einen Tribut ansieht, den die Natur und bürgerliche Gesellschaft seinen Verdiensten entrichtet, als ein freywilliges Geschenk; und wenn er andere unglücklich sieht, daß er glaubt, ihnen sey ihr Recht wiederfahren.

Eben diese sind ihm hernach die sicherste Probe der Vollkommenheit seines Selbst. So gern er von dieser auf die Nothwendigkeit der äußerlichen Glücksgüter schließt, so gern und noch lieber schließt er von diesen auf das Daseyn der ersteren zurücke. Wie mehr er von wahrer innerlichen Vollkommenheit entblößt seyn wird; desto mehr wird er sich an diese äußerliche Ersatz-

mittel

mittel halten. Er wird sich anschließen daran so viel möglich, und sich niemal ohne ihnen denken. Gleichwie Horaz, wenn ihm das Glück den Rücken kehren will, sich in seine Tugend gedenkt einzuwickeln, so wickelt sich der Reiche in seinen Coffre. Laßt nur den Pöbel höhnen, sagt er, (f) ich gefalle mir doch immer, wenn ich mein Geld in dem Kasten betrachte. Der andere stellt sich hinter seine Aemter und Bedienungen, und deutet die Verbeugungen, die man seinem Stock und Degen, seinem Mantel und Kragen macht, auf seine persönliche Verdienste. Der Günstling stellt sich hinter seinen Patronen, den er im Munde führet, so oft er redet, und durch dessen Ansehen er alles niederdrücken will, was ihm widersteht. Ein anderer steckt sich hinter die Verdienste seiner Ahnen, obschon nichts abstechender seyn kann, als Er, und Sie. Und um so lieber bleiben sie bey diesen äußern stehen, da es allzeit leichter ist, durch Dukaten, durch ein Band und Ehrenzeichen, durch Patronen und Ahnen seine Probe zu machen, als durch Tugend und wahres Verdienst.

Sind diese Umstände nicht vorhanden, so glauben sie doch Recht dazu zu haben. Und daher entsteht der Neid gegen andere, bey denen solche anzutreffen sind. Deswegen hält sich der

(f) Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi simul ac nummos contemplor in arca.
Horaz.

Neid mehr an Nachbarn und Bekannte, weil man eher im Stande ist, seine Verdiensten mit den ihrigen zu vergleichen. Hier spielt aber noch dem Menschen seine Einbildungskraft einen gewaltigen Possen. Da sie meistens beschäftigt ist das eigene Selbst zu vergrößern, weiß sie alles gering zu machen, was an anderen ist. Itzt aber vergrößert sie alles, was an anderen ist, und macht klein, was an ihm selber ist. Dadurch gerathen die meisten in eine ähnliche Lage mit dem äsopischen Hunde, nämlich in eine immerwährende Versuchung ihre itzigen Umstände fahren zu lassen, um sie mit fremden zu verwechseln. Sie läßt sich zu allem brauchen, und so widersprechend auch ihre Verrichtungen zu seyn scheinen, so gehen sie doch alle dahin, entweder die Empfindungen und Seelenbewegungen die schon vorhanden sind zu rechtfertigen, oder diejenigen hervor zu bringen, die der Mensch gern haben möchte. Diese Gefälligkeit treibt sie so weit, daß wenn er selbst sich zu Zeiten Methodisch unrecht geben will, sie alles mögliche dazu beyträgt.

Daher kommen auch die unbegränzten Ansprüche der meisten Menschen auf alles, was ihnen nur gefällt. So wie sie keine Gränzen ihrer Vollkommenheit kennen, so gehen auch ihre Ansprüche und Wünsche ins unendliche, welche so gar bis an die Spheren der Engeln reichen, und wenn sie nicht ganz hinein dringen, so geschieht es, weil ihnen die englischen Vollkommenhei-

menheiten zu unbekannt sind. Wenn sie Macht hätten mit einem stolzen Ludwig Reunions Kammern anzulegen, würden sie ihrem Mitmenschen alles rauben, was ihnen anständig ist, Augen, Hände, Wissenschaft, Kunst, Geld und Güter, Witz allein ausgenommen, weil sich ein jeder zn Genüge damit versehen glaubt, und nur selten Tugend; ja so gar das Thier, Pflanzen und Mineralreich würden von ihnen nicht sicher seyn; und gleichwie keine Herren dem Eckel mehr unterworfen sind, als deren Begierde sogleich erfüllt werden, so würden sie Schönheiten mit Schönheiten verwechseln, ohne jemalen ganz zufrieden zu seyn.

Den nämlichen Ursprung hat jener Hang alles zu glauben, was wir wünschen. Unsere Wünsche, sie mögen andere, oder uns selbst angehen, sind nicht blos Wünsche, sondern im Grunde vielmehr Ansprüche auf Dinge, die wir glauben, daß sie vermöge des Harmoniegesetzes auf unsere eigene oder unsers Freundes Verdiensten natürlicher weise erfolgen müßten. Wir bilden uns also leicht ein, daß dasjenige geschehen sey, von dem wir überzeugt sind, daß es ohnehin geschehen musse. Es will sogar mancher, der nichts weniger als mit der großen Welt zu thun hat, daß sich die größten Ereigniße woran das Schicksal großer Reiche, und unzäliger Menschen hängt, sich nach seinen kleinen Kopf richten; daß seinem Helden alles, dessen Feinden aber nichts gelinge, sonst meynt er,

seyn die alte Uebereinstimmung der Dinge gänzlich aufgehoben.

Daher läßt sich auch die Ursache angeben jenes allgemeinen Verlangens, so die Menschen haben, glücklich scheinen zu wollen. Es ist nichts natürlicher, als daß sie in der That glücklich seyn wollen; daß ihnen aber beynahe noch mehr daran gelegen ist, glücklich zu scheinen, als zu seyn, ist mehr zu bewundern. Der Hauptgrund aber liegt gewiß darinn; weil sie besorgen, andre möchten sie eben so beurtheilen, wie sie sich selbst beurtheilen, so wie sie die Güter, welche sie besitzen, ohne Bedenken als Folgen ihrer ursprünglichen Vollkommenheit ansehen, als wenn sie eben das hätten seyn müssen, was sie sind; also im Gegentheil fürchten, andre möchten nach den nämlichen Vordersätzen ihre mißlichen Umstände als Folgen ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit ansehen, als wenn sie eben das hätten seyn müssen, was sie sind, wenn ein Bettler nichts verdient hätte, als ein Bettler, ein Sackträger nichts als ein Sackträger zu seyn. Erfahrung und Analogie lehrt sie auch bey wenigen Nachdenken; daß es nicht anders zu geschehen pflege.

Jene allgemeine Schande, so man aller Orten der Welt, wo es Ungleichheit der Stände giebt, mit der Armuth verknüpfet hat, muß einen billig befremden. Man sollte denken, die christliche Religion hätte wenigstens in jenen Theilen der Welt, wo sie eingeführt ist, eine Veränderung in diesem Stücke hervorgebracht,

da sie der Armuth so kräftig das Wort redet. Allein auch da heißt es noch immer: **die große Schande die Armuth.** (g) Ein Zeichen wie hart es sey Gesinnungen zu verdringen, die nur von weitem an der Natur hangen.

Uns mehr hievon zu überzeugen, dörfen wir nur die Klagen derjenigen erwägen, welche sich nicht in den besten äußerlichen Umständen befinden, absonderlich wenn sie ihres Zustandes noch nicht gewohnt sind. Im Grunde sind es meistens bloße Entschuldigungen, womit sie andrer üblen Meynungen von ihnen zuvor zu kommen suchen. Oefters geben sie uns auf das feinste zu verstehen, man solle von dem äußern nicht auf das innere schließen, und nicht denken als hätten sie verdient, in solchen Umständen zu seyn. Hat dieser Punkt seine Richtigkeit, denn sind sie ruhig.

Daher rühret endlich zum Theil die Achtung für die Reichen, Mächtigen, Schönen rc. Es mischt sich immer etwas von diesem Gefühle der Harmonie zwischen Vollkommenheit und Glück in unsre Urtheile und Empfindungen. Wir halten uns gleich für vollkommener, wenn eines von diesen Dingen in uns anzutreffen ist; und wie wir dieses auch von andern fordern, daß sie uns für vollkommener halten, lassen wir ihnen ein gleiches als eine Wiedervergeltung zukommen. Je mehr dergleichen bey uns anzutreffen, desto freygebiger sind wir gegen andre. Hingegen ist wenig oder gar nichts davon in unsrer Gewalt,

(g) Magnum pauperies opprobrium. Horat.

kann unsre Achtung leicht in Haß oder Neid ausarthen. Absonderlich ist diese Art das Verdienst zu messen, dem Pöbel fast eigen. Eben jener Sejan, der als Gott angebeten wird, so lang er der Liebling seines Herrns ist, ist kaum Mensch mehr, so bald er gefallen. Was für ein Unterschied zwischen denen Schriftstellern, die uns den mächtigen und reichen Sejan beschrieben haben, und denen, die ihn nach dem Fall beschreiben?

Zuletzt aber welches vielleicht die beste Wirkung davon ist, entspringt daraus jene allgemeine Zufriedenheit der Menschen mit den Dingen, wie sie dieselbe bey ihrem Eintritte in die Welt antreffen, wovon sich allzeit, sie mögen in was immer für Umstände versetzt werden, etwas durch ihre ganze Lebenszeit erhält. Ein noch so armseliger Erdstrich, wo sie zuerst das Licht erblicken, und erzogen werden, eine noch so widrige Himmelsgegend, eine noch so schlechte politische Verfassung, ein noch so ungestalter Gliederbau, eine noch so schlechte Hütte, ein noch so unglückseliges Leben, noch so arme Aeltern, noch so rohe Landesleute sind ihnen dennoch recht, und Trotz aller Einwendungen und schwarzen Gemälden mancher Philosophen und des Elendes ihrer Mitmenschen denken sie und fühlens ohne Leibnitzen oder Popen gelesen zu haben. *Whatever is, is right.*

Zwei=

Zweiter Abschnitt.

Einfluß der Empfindungen in das Selbstgefühl.

Erstes Kapitel.

Von den äußern Empfindungen.

Das einzige Bedürfniß das Gefühl eigener Vollkommenheit lebhaft zu erhalten, läßt sich in mehrere andre auflösen, gleichwie ein einziger Lichtstrahl, so einfach als er auch zu seyn scheint, doch aus mehr andern zusammen gesetzt ist.

Das erste ist, das Selbstgefühl fortzusetzen. Der Gedanke allein von der Zernichtung desselben ist uns unerträglich, ja wir können uns nicht einmal ohne Gefühle oder Bewustseyn unsers Selbst denken. (h) So nahe

(h) Vielleicht hat diese Unmöglichkeit uns als nicht existirend zu denken der an sich schon gegründeten Meynung von der Unsterblichkeit der Seele so wie derjenigen von der Præexistenz vielen Vorschub geleistet.

auch das Ziel anrückt, wo dieses Bewustseyn aufhören soll; so wird es doch noch immer der Mensch als in der Ferne betrachten. Er wird hoffen, so lang er noch einen Augenblick übrig hat, und der letzte seines Lebens wird auch der letzte seiner Hoffnung seyn.

Das erste Geschäft welches die Natur den empfindenden Wesen aufgetragen hat, besteht darin, dieses Bewustseyn fortzusetzen. Sie bleiben ihm auch am getreuesten, wenigstens der Absicht nach, wenn sie auch nicht allzeit die besten Mittel dazu wählen. Sie suchen ihr Daseyn auf alle mögliche Art zu verlängern, und auch Mitten durch Sorgen, Mühe und Kummer fort zu schleppen, wenn man nicht mehr einsehen kann, was sie für Ursachen haben mögen, dessen Dauer nur zu wünschen, viel weniger zu befördern.

Die Sinne sind hiezu die haupt Werkzeuge. Ein jeder hat seine besondere Verrichtung; die letzte Bestimmung aber ist die nämliche. Sie sind die treuesten Gehülfen bey diesem Geschäfte, das Meisterstück des Urhebers der Natur, das Band, wodurch der Mensch und überhaupt empfindende Wesen, an der übrigen Körperwelt, und diese an ihnen hängt. Hieraus sehen wir schon, was sie und ihre Verrichtungen für einen Einfluß in das Selbstgefühl haben.

Sie tragen noch ungemein viel zur Erhöhung des Gefühls eigener Vollkommenheit

dadurch bey, daß sie den Menschen mit sich und seinen Anlagen bekannter machen. Ohne ihrem Gebrauche müßte er sich selbst das unerklärlichste Räthsel seyn. Wer würde ihn überzeugen können, daß er so unendlich verschiedener Eindrücke fähig sey; wenn es ihn die eigene Erfahrung nicht lehrte? So fern er sich auch mit noch so viel Aufmerksamkeit und Anstrengung seiner Geisteskräfte betrachtete, würde er es eben so wenig erkennen, als er durch das Anschauen eines Kieselsteines das in ihm verborgene Feuer, oder durch das Anschauen einer Saite, die verschiedenen Töne errathen würde, die aus ihr Kunst und Geschicklichkeit heraus zu locken wissen.

In dem nämlichen Bedürfnisse liegt auch jenes, das Gefühl eigener Vollkommenheit nicht zu schwach werden zu lassen. Wenn wir genugsames Vergnügen daraus schöpfen sollen, muß es auf einem gewissen Grad der Lebhaftigkeit gebracht seyn, welchen wir selber nicht im Stande sind, genau zu bestimmen. Die beständige Erfahrung aber lehrt uns, daß unsre Gefühle einem immerwährenden Wechsel ausgesetzt sind; daß sie bald steigen, bald fallen, bald sich gar verlieren, und andren Platz machen. Das Gefühl eigener Vollkommenheit ob es gleich nicht ganz aufhören kann, so lang noch das Selbstgefühl dauert, ist dennoch den übrigen Veränderungen gleichfalls unterworfen. So bald aber die Seele in

demselben Schwäche wahrnimmt, wird sie begierig nach einem Zustande, bey welchem sie mehr Vergnügen empfindet. Das lebhafteste empfindet sie zwar bey dem Gefühle bestimmter Vollkommenheiten, doch geht eben das Verlangen nicht allzeit dahin, sondern nur überhaupt auf jenen Zustand, wovon entweder dunkle Spuren in der Seele zurück geblieben sind, oder dessen sie sich doch durch eine heimliche Ahndung fähig zu seyn glaubt.

Eine jede Begierde und Erwartung wird von einem heimlichen Unlust begleitet. Daher entsteht schon einige Unruhe in der Seele, und ein Zustand, zu dessen Bezeichnung unsre Sprache noch keinen Namen hat. (1) An dieses Verlangen schließt sich unmittelbar das Bestreben von Seiten der Seele, ihren Zustand zu verbessern. Bemerkt sie, daß ihre Kräfte nicht hinreichend sind, es auf der Stelle zu bewirken, so entsteht ein neuer Verdruß, der gleichfalls noch keine Benennung hat. Jedes Bestreben der Kräfte, welche zu schwach sind ihre Wirkung hervor zu bringen, ist unangenehm. Die letzten Bewegungen einer sterbenden Flamme sind auch dem Auge schon verdrüßig. Noch mehr aber, wenn wir dieses unmittelbar an unsern eigenen Kräften fühlen, und wenn das Gefühl unserer Vollkommenheiten

(1) Die Franzosen heissen ihn *l'ennui*; hingegen scheinen sie kein Wort zu haben, um jenes auszudrucken, was wir Langeweile nennen.

heiten in Gefahr ist zu erlöschen, ohne daß wir es lebhaft genug erhalten können.

Zu diesem Zustande gesellt sich leicht derjenige, den wir Langeweile nennen, das ist die Wahrnehmung der Momente unsers Daseyns. Weil der Begriff der Dauer, oder das Gefühl der Fortsetzung unsers Daseyns eines der einfachsten ist, so verträgt es sich nur zu leicht mit jenem Zustande, wo keine bestimmte Vollkommenheit gefühlt wird. An sich ist er zwar nicht verdrüßig, doch wird er meistens vom Unlust begleitet, weil er die Wahrnehmung der Schwäche des Selbstgefühls, und der Abwesenheit jenes Vergnügens, welches wir als unsern ordentlichen Zustand ansehen, nicht hindert.

In diesen Umständen muß natürlicher weise ein Verlangen nach Mittel und Wege entstehen, wodurch kann geholfen werden. Unter diesen aber werden die Empfindungen allzeit einen der ersten Plätze behaupten. Sind es angenehme, so wird eben dadurch das Gefühl eigener Vollkommenheit lebhaft erhalten, weil bestimmte Vollkommenheit gefühlt wird. Sind es auch solche, die wir gleichgültige nennen, so nutzen sie uns wenigstens dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit der Seele von ihr abziehen, und die Wahrnehmung der Schwäche des Selbstgefühls hindern. Sind sie so schwach, daß sie mit dieser Wahrnehmung sich

noch betragen, so wird auch der Seelen Zustand dadurch nichts gebessert.

Wir müssen aber nicht glauben, daß das Gefühl eigener Vollkommenheit ganz aufhöre, wenn die Aufmerksamkeit der Seele auf einen andern Gegenstand gerichtet ist; sie setzt es vielmehr fort, wie sie es zuvor gehabt. Schon Gewinn genug für sie, wenn sie nur den Gedanken verliert, daß ihr etwas abgehe, denn aus diesem allein entsteht das Mißvergnügen. In dem Falle, wo es schwächer ist, als es seyn sollte, ist nur das Vergnügen schwächer, als sonsten. So lang die Schwäche nicht wahrgenommen wird, ist kein Unlust da. Wir können es daher abnehmen, weil wir bey dem Einschlafen keinen Unlust empfinden, obschon eben diese Schwäche jedoch ohne Bemerkung da ist. Deswegen kann die Beschäftigung, wenn sie auch an sich nicht gar angenehm ist, oder kein starkes Gefühl eigener Kräfte hervor bringt, doch ein Verwahrungmittel gegen Langeweile seyn.

Endlich liegt auch in erwähntem Bedürfnisse dieses, das Selbstgefühl nicht mit Unlust vermischen zu lassen. Der erste Eingriff in dasselbe geschieht durch unsre körperliche Bedürfnisse, als Hunger, Durst, und dergleichen. (k) Wir haben aber die weise Einrichtung

(k) Die nämliche Wirkung kann auch durch andere Ursachen von Seiten des Körpers hervor gebracht werden, wenn wir

richtung unsrer Natur billig zu bewundern; daß jenes was geschickt ist, denselben abzuhelfen, zugleich auch das lebhafteste Gefühl eigener Vollkommenheit rege macht. Obschon dieses eigentlich nur währender Dauer der angenehmen Empfindung geschieht, so wird doch eben dadurch, daß der Mangel und Unvollkommenheit von Seiten des Körpers gehoben wird, das Selbstgefühl auch fürs künftige in sein voriges Geleise zurück gebracht, und demselben Raum gelassen, aus eigenen oder fremden Vollkommenheiten fernere Nahrung zu suchen.

In jenen Augenblicken des Genusses wird sich die Seele des merklich verbesserten Zustandes des Körpers ihres treuesten Gefährten bewust, durch dessen Harmonisch erschüttertes

wir sie auch nicht deutlich kennen. Die mechanische Einrichtung desselben ist uns ueberhaupt eines der unbekanntesten Dingen. Die geringste Veränderung in demselben kann eine Verändrung in der Seele, und folgsam in dem Selbstgefühl zuwege bringen. Es müssen daher eben nicht Empfindungen seyn, wodurch dem Selbstgefühle in solchen Umständen aufgeholfen wird. Es kann durch die Bewegung allein, oder sonst etwas, welches die Säfte des Körpers besonders das Geblüt in einen stärkeren Umlauf bringt, hergestellt werden. Vielleicht liegt in diesen unmerklichen Veränderungen des Körpers und den Vorstellungen der Einbildungskraft der positive und alleinige Grund der Langeweile. Könnte es nicht seyn, daß das Selbstgefühl an sich den ihm angemessenen Grad der Lebhaftigkeit allzeit behielte, wenn nur der Körper in seiner natürlichen Lage sich befindet? Allzeit empfinden, allzeit Phantasien haben, oder allzeit beschäftigt seyn, ist gewiß nicht der ordentliche Zustand des Menschen; dieser glaubt doch zu einer stäts andaurenden Glückseligkeit berechtigt zu seyn.

tertes Nervensystem sie mit Wonne und Vergnügen erfüllt wird, oder vielmehr jenes, womit das Selbstgefühl schon umgeben war, erweitert, und durch das Gefühl einer bestimmten Vollkommenheit vergrößert und lebhafter gemacht wird, gleichwie ein schwaches Licht durch die Dazwischenkunft eines stärkern auf einmal ein neues Leben bekömmt, und ganz in dasselbe übergeht.

Da dieses Vergnügen das lebhafteste ist, so läßt sich um so eher begreifen, warum das Verlangen darnach blos durch die Einbildungskraft, wenn auch keine Nothwendigkeit vorhanden ist, kann erregt werden. In der Seele, welche meistens das stärkere Vergnügen dem schwächern vorzieht, bleibt nach dem Genuße ein Hang darnach zurück, welcher bey der geringsten Veranlassung aufwacht, und in Verlangen ausbricht. Wie öfter der Genuß wiederholt wird, desto stärker wird dieser Hang. Es ist schon ausserordentlich viel, was die Gewohnheit über uns vermag. Ihr Gewalt wird noch ungemein vergrössert, wenn in dem Körper gewisse Fertigkeiten zu einer Art der Veränderungen hervor gebracht worden sind, deren Daseyn allein schon bey der Einbildungskraft die Erinnerungen an die gehabten Empfindungen erweckt, und das Verlangen darnach rege machen kann; zu geschweigen der andren Veranlassungen bey der Einbildungskraft von Seiten der Objecten, wenn sie entweder

demje-

demjenigen, wozu die Neigung schon da ist, ähnlich sind, oder öfters mit demselben sind gedacht worden.

Hierzu kömmt noch der falsche Wahn, als wenn der Zustand dieser lebhaften Empfindungen der ordentliche des Menschen wäre. Es braucht nicht viel denselben hervor zu bringen. Bey jeder solchen Empfindung glaubt er Recht dazu zu haben, und auch zur beständigen Dauer davon; weil er schon voraus glaubt, zu dem höchsten ihm möglichen Grade der Glückseligkeit berechtigt zu seyn. Ob die beständige Dauer eines solchen Zustandes möglich sey, darüber läßt er sich in keine Untersuchung ein, um nicht eine ihm unangenehme Wahrheit zu erfahren. Genug, wenn er nicht da ist, so kann ein einziger Blick in sich, welcher ihn an die Abwesenheit davon erinnert, die Begierde darnach erwecken.

Auch sogar erhöhen sie das Selbstgefühl wenn sie nur durch die Einbildungskraft vorgestellt werden; noch mehr aber wenn sich der Mensch in solchen Umständen befindet, daß er sich derselben nach seiner Willkühr versichert halten kann. Die wenigsten Menschen sind so beschaffen, daß sie bey edlern Gütern und Vergnügungen als ihrer Sphere bleiben wollen. Geben sie sich auch zu Zeiten einen Schwung, so sinken sie nach diesem wieder um so tiefer herab. Die meisten aber sind so daran geheftet, daß sie ihr Hauptvergnügen

darin setzen, zu welches sich sogar Stolz und Verachtung anderer gesellt, wenn sie so viele sehen, die es ihnen nicht gleich thun können.

Zweytes Kapitel.

Wirkung der feinern Sinne, und der mit ihnen in Verbindung stehenden Einbildungskraft auf das Selbstgefühl. Warum es durch das Neue erhöht wird.

Bey einigen Empfindungen ist zwar diese körperliche Veränderung nicht so merklich; indem sie Stufenweis abnimmt, wie die Empfindungen weniger zu unserer Erhaltung nothwendig werden; doch ist bey allen etwas anzutreffen.

Wir wissen, was die Tonkunst auf die menschlichen Affekten vermag. Sie versöhnt den Menschen mit ihm selber, sie verbannt alle Traurigkeit, läßt keiner unangenehmen Vorstellung Zutritt, und erhebt das Gemüth. Alle Aussichten sind für dem Menschen in diesen Umständen günstig, alles lacht um ihn herum, und das Glück erwartet nur seine Winke, um allen seinen Schritten zu folgen. Daß aber hierbey auch eine Veränderung im Körper zu Grunde liege, wird wohl niemand in Zweifel ziehen.

Bey

Bey dem Gesichte ist diese Bebesserung am wenigsten zu unterscheiden; doch kann sie nicht geleugnet werden. So viel aber bleibt allzeit gewiß, daß das Selbstgefühl noch mehr durch die feineren Sinne gewinnt, als durch die anderen; indem dasjenige, so an der körperlichen Vollkommenheit abgeht, durch die von ihnen bewirkte innere Vollkommenheit der Seele, und der Einbildungskraft insonderheit ersetzt wird.

Wie mehrere, wie richtigere, wie größere und vollständigere Vorstellungen die Einbildungskraft bereits gesammelt hat, wie vollkommner die Gegenstände sind, worauf sie sich beziehen; desto vollkommner ist sie selber, und in dem nämlichen Verhältnisse wird auch das Selbstgefühl bey dem Menschen erhöht. Der Vorrath von Gedanken und Vorstellungen muß doch allzeit bey einer denkenden Substanz den ersten und wichtigsten Theil des Selbst ausmachen, so wie die Vorstellungskraft die Grundanlag davon ist. Kein Vergnügen kann diesem zur Seite gestellt werden; da die Seele in sich selber schauet, ihren Reichthum wahrnimmt, und in Ordnung bringt. Sie ist sich selber Künstler, Kenner, Schauplatz, und Bildersammlung. Wenn wir sie aber durchgehen, werden wir finden, daß die meisten von den Augen herrühren. Deswegen steht auch die Einbildungskraft mit denselben in der engsten Freundschaft und Verbindung. Diese hin-

gegen werden fast durch die nämlichen Gesetze als die Einbildungskraft regiert.

Eine eingeschränkte Aussicht ist dem Auge unangenehm; weil der Einbildungskraft nichts mehr zuwider ist, als zu enge Schranken, und im Gegentheil nichts angenehmer, als ein Feld ohne Gränzen nebst einer zügellosen Freyheit. Wir sehen lieber Gegenstände die in Bewegung sind, als ganz ruhige; weil die Einbildungskraft nach ihrer ersten Einrichtung immer von einem Gegenstand zu dem andern eilt. Wir sind begierig neue Dinge zu sehen; weil eine jede neue Vorstellung, die die Einbildungskraft dadurch bekömmt, eine neue Vollkommenheit ist, eine Eroberung, die sie macht, wobey sie allzeit fühlt, daß sie vollkommner wird. Die übrigen machen sogleich der neu ankommenden Platz, und die Seele richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf sie, gleichwie der Eroberer das Erbtheil seiner Väter vergießt, und sich mit seinem neu erworbenen Lande beschäftigt.

Nachdem das erste Vergnügen vorbey ist, und die Seele wieder in sich kehrt, wird sie bald gewahr; daß noch ein unermeßlicher Raum für neue Vorstellungen übrig sey. Sie merkt ihre Armuth, die Neugierde erwacht aufs neue; und die durch die Erfahrung unterrichtete Einbildungskraft will das Vergnügen der **Neuheit** wieder verkosten; und dadurch entsteht jene kaum jemals zu sättigende Begierde nach neuen Em-

pfindun-

pfindungen und Vorstellungen, welche eine so mächtige Triebfeder der menschlichen Seele ist.

Wenn wir uns dessen nicht mehr bewußt sind, was unsre Empfindungen auch nur auf Seiten der Neuheit betrachtet für einen Einfluß in das Gefühl eigener Vollkommenheit gehabt haben, so ist es blos darum, weil wir angefangen haben in einem Alter zu empfinden, dessen Geschichte wir uns nicht mehr zurück rufen können.

Bilden wir uns aber einen Menschen ein, der mit genugsamer Stärke der Seelenkräfte, und vollkommenen sinnlichen Werkzeugen in diese Welt träte, also doch, daß er den Gebrauch eines Sinnes erst nach den andern bekäme; was für ein Erstaunen müßte in ihm rege gemacht werden, wie müßte er bey jeden Absatz gleichsam über sich selbst erhöht werden? Wir erfahren noch täglich, wie sehr sich jene über andre erheben, die mehr gesehen als andre, sollten es auch noch so unerhebliche Dinge seyn, in welchem Falle fast alle Reisende sind. Die Selbstzufriedenheit der Alten hat desgleichen keinen anderen Grund.

Auch sogar das physische und moralische Uebel, wenn es in diesem Gesichtspunkte betrachtet wird, ist interessant, und die Kenntniß davon ist Vollkommenheit. Es ist angenehm, auch von den härtesten Zufällen zu reden, und der Gottlose ist noch stolz auf seine Bosheit, weil er vieles gethan, und Vergnü-

gen verkostet, so andere nicht kennen; der Weise aber wendet die Kenntniß davon auf eigene und fremde Besserung an. Eben dieses giebt dem noch unverkosteten Vergnügen so viel Gewalt auf uns; weil es das Selbstgefühl auch auf dieser Seite reizt, nebst dem, daß es an sich angenehm ist. Wir scheinen uns gleichsam geringer zu seyn als andere, wenn wir einige Vorstellungen weniger haben, als sie.

Die Neugierde hat dieses mit anderen Begierden gemein, daß sie durch Widerstand und Schwierigkeit oft vergrößert wird. Wie seltener ein Gegenstand, wie härter ihm beyzukommen ist; desto mehr wünscht sich unsre Einbildungskraft die Vorstellung davon machen zu können. Daher unter anderen der Lust in Gefahren sich zu begeben, absonderlich bey jungen Leuten, deren Einbildungskraft mehr erhizt, und noch nicht mit Gegenständen genug angefüllt ist. Die Begierde zu sehen, was wenige gesehen haben, kann so stark werden, daß Gut und Leben gewagt wird, sie zu befriedigen. So verläßt der feurige Jüngling sein väterliches Haus, wo nichts als Vergnügen auf ihn wartet, giebt sich Winden und Wellen preiß, um von Stürmen und Ungewittern reden zu können. Ein anderer reißt sich aus den Armen einer zärtlichen Mutter, die ihn mit wehemüthigen Blicken verfolgt, tritt muthig in das Schlachtfeld dem Donner der Kanonen entgegen, setzt sein Leben auf die Spitze für einen Herrn, den er

nicht kennt, oder der ihn wenigstens niemal kennen wird. So besteigt sogar ein Condamine mit Lebensgefahr die steilesten Gebirge, die nicht einmal den Fürwitz des benachtbarten Indianer reizen.

Es können endlich die wunderlichsten Versuchungen daher entstehen, absonderlich bey Leuten, deren Einbildungskraft von einem eigenen Schlage, und nur nach ausserordentlichen Dingen lüstern ist. Bey manchen ist kein Abgrund sicher, wo er nicht wissen möchte, wie es einem wäre, wenn er sich hinein stürzte. Jener Britte, von welchem das Journal Encyclopedique vom Jahre 1768. Meldung thut, henkte sich, um nur zu wissen, wie das Henken thue. Er würde es auch ganz erfahren haben, wenn seine dazwischen gekommene Freunde ihn nicht gerettet hätten. Manche wünschen Erdbeben, und andere große Unglücksfälle zu erleben; der Pöbel eilt dem Blutgerüste zu, um seiner Neugierde Genüge zu thun; und unerachtet des ihm abgenöthigten Mitleidens, würde ein mancher dem Unglücklichen noch mißgünstig seyn, wenn er Gnad erhielte. Eben daher kömmt auch endlich die Alterthumsgierde, das Vergnügen die Geräthschaften der Alten, Münzen, Statuen, und die Trümmer ihrer Paläste zu sehen; weil alles dieses in Ansehung unser neu ist. Und was für ein Vergnügen ist es erst für jene, die die Herzen der Alten, und das Maas ihrer Geisteskräfte darin zu finden wissen?

Drittes Kapitel.

Besondere Beschaffenheiten der Vorstellungen und derselben Einfluß auf das Selbstgefühl.

Da das Vergnügen der Neuheit bald vorüber geht, so werden noch mehr Bedingnisse erfordert, wenn die Wirkung der Vorstellungen auf das Gefühl eigener Vollkommenheit dauerhaft seyn soll. Die erste ist, daß sie mit ihren Gegenständen genau überein treffen; weil sie nichts als Abdrücke der Dinge außer ihnen sind. Die Einbildungskraft fühlt selber, daß sie nur Kopist ist, die Natur aber außer ihr allzeit das Muster verbleibe. Wie genauer und richtiger sie dieselbe zu entwerfen im Stande ist, desto mehr eigene Vollkommenheit zeigt es ihrer Seits; hingegen wie mehr sie von ihrem Urbilde abweicht, desto mehr eigene Schwäche und Unvollkommenheit. Die Entdeckung des Irrthums muß also nothwendiger weise ein unangenehmes Gefühl hervor bringen; gleichwie die Bemerkung einer vollkommenen Harmonie ihrer Bilder mit der Natur das Gefühl eigener Vollkommenheit erhöhen muß.

Diese Richtigkeit ist auch noch aus anderen Gründen nothwendig. Alle unsere Kenntniß geht zulezt auf Empfindung hinaus. Der

so stolze Mensch ist Anfangs das unwissenste und unbehülflichste von allen Thieren. Was er immer wissen will, muß er durch Hören, Fühlen und Sehen lernen. Diese Erfahrungen sind hernach seine Leitsterne fürs künftige. Durch Analogie wird er gelehrt; daß ähnliche Dinge auch ähnliche Eindrücke machen müssen; daß Dinge, welche er beständig auf einander folgen gesehen, auch künftighin auf einander folgen werden. Nach diesen Grundsätzen richtet sich sein ganzes Betragen. Es kömmt also ausserordentlich viel darauf an, wie er diese Erfahrungen gemacht; und ob er die richtigen Vorstellungen davon aufbewahre; denn auf diesem allein beruht Weisheit und Vernunft, der letzte Anspruch denkender Wesen. Der Weise durch Analogie und Erfahrung geleitet, sieht den Sturm vor, und weicht ihm aus, da der Thore seinem Unglücke entgegen eilt.

An dem Verlangen nach richtigen Vorstellungen fehlt es auch nicht von Seiten der Einbildungskraft. Nur will sie dieselbe ohne große Muhe haben, so, wie es allzeit größere Vollkommenheit des Künstlers zeigt, wenn er mit leichter Hand hervor bringt, was ein andrer erst durch große Mühe zu Stand bringt. Die äußeren Dinge sollen sich gleichsam wie die Gegenstände in einem Spiegel, in ihr abdrucken, ohne daß es ihr viel koste; und nur zu oft ist ihr willkomm, was sich zuerst ein-

 findet.

findet. Das Zutrauen auf sich, als wenn sie untrüglich wäre, erhält sie in dieser Gewohnheit lange Zeit, und macht ihr hernach die Entdeckung ihrer Fehler um so bitterer.

Alles was ihr vorkommt, soll leicht zu fassen seyn; deswegen ist auch dem Auge schon gehäßig, was die genaue Kenntniß eines Gegenstandes hindern kann; und sie hat aus diesem Grunde einen unversöhnlichen Haß gegen alles, was nicht regelmäßig, ordentlich und übereinstimmend ist, hingegen ein beständiges unabänderliches Wohlgefallen an Ordnung und Uebereinstimmung. Gegenstände, in welchen Einheit und Uebereinstimmung herrscht, gehen so zu sagen von sich selbst in die Seele über. Sie füllen sie, ohne ihr Beschwehrniß zu machen; und theilen sich mit, ohne etwas von eigener Größe zu verlieren. Eben so leicht erhalten sie sich auch. Durch ihren Uebereinstimmungspunkt läßt sich das ganze leicht wieder finden, und einzelne Theile bleiben kenntbar.

Soll ihr aber eine Vorstellung durch Zeichen beygebracht werden, so müssen solche deutlich und der Sache angemessen seyn, die Beschreibungen lebhaft, und die Bilder so gezeichnet, als wenn sie vor Augen stünden; damit sie wenig dabey zu thun habe. Sie dörfen aber nicht überladen seyn, damit sie dieselbe fassen könne, ohne lang dabey aufgehalten zu werden, welches ihr eben so unerträglich ist, als wenn die Sache nur halb und

unvoll-

unvollkommen vorgestellt würde. Das sicherste Mittel ihr zu mißfallen ist gewiß, alles sagen wollen, ohne ihr etwas zu ergänzen übrig zu lassen.

Nebst der so gehäßigen Verweilung zeigt dieses ein Mißtrauen auf sie an; als wenn sie auch nach angegebenen Hauptzügen nicht im Stande wäre, das ganze herzustellen. Hier unterscheidet sich aber die Meisterhand von der furchtsamen Hand des Lehrlings. Erstere gefällt, ohne nur merken zu lassen, daß sie gefallen wolle. Letztere mißfällt eben dadurch, daß sie gar zu ängstlich zu gefallen sucht, und nie weiß von ihrem Werke sich zu entfernen. Ein Vorwurf, den Apelles dem Protogenes gemacht hat. (m)

Es muß ihr etwas zu thun übrig bleiben, damit sie ihre eigene Kräfte und Geschicklichkeit dabey fühle. Die Natur selbst hat ihre Gegenstände dem Auge so vorgestellt, daß es nicht alles sieht, sondern die Einbildungskraft erst das ganze herstellen muß.

Sie ist bey dieser Ergänzung ungemein geschwind, und vielleicht jenes unter den Dingen, so am wenigsten Gedult hat. Kaum hat einer angefangen zu erzählen, so ist sie schon zu Ende. Sie fürchtet gleichsam, es dörfte ihr nichts mehr zu thun übrig bleiben.

(m) Dixit enim omnia sibi cum illo paria esse, aut illi meliora, sed uno se præstare, quod manum ille de tabula nesciret tollere: memorabili præcepto, nocere sæpe nimiam diligentiam. Plinius Hist. Nat. L. XXXV.

Hat sie das ganze errathen, so hält sie sich für vollkommener, als der Künstler, der den Rumpf der schönsten Bildsäule zu ergänzen weiß. Hat sie gefehlt, so ist sie eben so mißvergnügt, als derselbe, wenn er an seinem We[illegible]e viel änderen soll.

Hieraus lassen sich viele Erscheinungen erklären. Manchen Menschen mißfällt der große Mann, wenn er gegenwärtig ist, von dem sie in der Abwesenheit hohe Begriffe hatten. Man sollte fast glauben, daß sie indessen große Entdeckungen müßten gemacht haben; aber nichts weniger als dieses. Sobald sie von seinen Thaten gehört, hat die Einbildungskraft sein Bild entworfen, ohne bey den angegebenen Zügen stehen zu bleiben. Fehlt hernach das mindeste daran, wenn er nicht so groß oder klein, so dick oder dünn ist, wie sie ihn gebildet, so möchte sie gern haben, man sollte die ganze Achtung zurück nehmen. Sie will nicht gefehlt haben, es mag kosten was es will; und damit sie es nicht müsse zugeben, opfert sie eher das Verdienst ihrem Bilde, als das Bild dem Verdienste.

Eben so ungern kommt sie daran, etwas zuzusetzen, wenn sie es versehen hat; und zuvor schon mit dem Bilde fertig gewesen ist, ehe sie genaue Kenntniß von der Sache erlangt hat. Denn auch nicht einmal ohne Schuld will sie gefehlt haben. Deswegen wird ein Mensch, dessen Verdienst anfängt bekannt zu werden, allzeit Mühe haben, sich bey denen in Achtung

zu setzen, die ihn zuvor gekannt haben. Hingegen wird es ihm um so leichter bey auswärtigen fallen; weil diese sogleich sein Verdienst mit in das Bild aufnehmen, so sie sich von ihm machen.

Daher gefallen oder mißfallen uns auch unter den Menschen mehrere, die wir doch nur von außen kennen. Sie bleibt nie bey dem stehen, was ins Aug fällt; sondern sie schaft, nachdem ihr das Gesicht den Stoff dazu darbietet, ein Selbst dazu, welches sie mit Kräften, Neigungen, Sentiments und Fertigkeiten versieht; und nach diesem beurtheilt sie hernach den Menschen, oder vielmehr ihr eigenes Geschöpf. Ein unreifes nicht genugsam bezeichnetes Gesicht mißfällt ihr, weil es eben das für sie ist, als eine unvollständige Beschreibung, woraus sie kein ganzes zu machen weiß. Hingegen hat sie an geistreichen, viel sagenden Gesichtern wenigstens einiges Wohlgefallen, sollte auch ein Böswicht darunter hervor blicken, weil sie sogleich ein ganzes herzustellen im Stande ist, und eigene Geschicklichkeit anbringen kann. Nur jene Nazionen haben die Lieblingswerke der Einbildungskraft und Meisterstücke der Schönheit aufgestellt, bey denen die gemäsigte Himmelsluft dergleichen Ideale in Menge hervor gebracht hat.

Hieraus läßt sich auch überhaupt bestimmen, was für Neuigkeiten uns angenehm, oder unangenehm sind. Sie bleibt nie bey dem gegenwär-

genwärtigen stehen. Manchmal ist sie ganze Jahrhunderte voraus. Bey den Begebenheiten dieser Welt kömmt es nur darauf an, ob sie mit den vorgezeichneten Planen überein kommen oder nicht. Durch eine einzige Ereigniß können ganze Reihen Gedanken und Vorstellungen, die durch die öftere Verbindungen an einander gewöhnt waren, auf einmal wegfallen, und dieß sind die unangenehmsten. Das Leere, welches auf einmal in der Einbildungskraft entstehet, die Mühe die sie hat, die Begriffe wieder zu trennen, nebst dem unangenehmen Gefühle ihrer Schwäche und Irrthums machen den widrigsten Eindruck auf das Selbstgefühl.

Auf solche Art kann sogar das eigene Glück einiger maßen mißfallen. Es giebt Leute die alles schwarz ansehen, die sich und andern lauter Unglück vorsagen; und wenn das Gegentheil eintrifft, böse darüber werden. So sehr ist die Einbildungskraft in ihre Phantomen verliebt.

Wenn sie aber überein kommen, welche Vollkommenheit denkt sie sich alsdenn zu? Sie, die im Stande ist, in die geheimsten Verbindungen der Dinge einzudringen; und dasjenige, was die Natur selbst unter einem dichten Schleyer verborgen hat, zu entdecken. Dieß kann noch ein Trost seyn bey eigenem Unglücke. So schreibt Decimus Brutus an den Cicero: Bey meinem größten Leide habe ich noch diesen Trost, daß nun endlich die Leute einsehen, daß meine Furcht nicht ohne

Grunde war. (n) Insonderheit wird man dieses wahrnehmen, wenn andre nicht so weit gesehen, oder gar widersprochen haben, wie in diesem Falle, wo ein so sehr in Staatshändeln abgeführter Cicero und mit ihm der ganze römische Rath sich gewaltig in ihrer Rechnung verstossen haben.

Auf solche Art können einem Dinge gefallen, die entweder gar keinen, oder einen sehr entfernten Einfluß in eigene Glückseligkeit haben, wenn sich nur zuvor die Einbildungskraft damit beschäfftigt hat. So fern sie aber gar nichts damit zu thun gehabt; so bleiben sie uns gleichgültig. Zehen Mogols können nacheinander vom Thron gestossen werden, ohne daß man sich darum bekümmere. Haben aber ganz unerwartete Neuigkeiten einen Einfluß in eigene Glückseligkeit; so ist dieß noch der Fall, wo die Einbildungskraft am liebsten etwas zu ihrem Bilde setzt. Wenn sie jemand außerordentlich geneigt findet, von dem sie es nicht vermuthet hätte; so wird er noch einmal so groß, als er gewesen ist. Nun erkennt sie erst seine vortreffliche Eigenschaften. Sie sucht zu ersetzen, was sie verabsäumet hat.

Aus den nämlichen Gründen wird das gegenwärtige niemal ganz gefallen; weil es nie ganz mit dem Bilde, so die Einbildungskraft

zuvor

(n) Maximo meo dolore hoc solatio utor, quod intelligunt homines, non sine causa me timuisse ista, quæ acciderunt. Lib. XI, Epist. ad Fam.

zuvor davon entworfen hatte, übereinstimmen wird. Kein Künstler ist jemals so schmeichelhaft gewesen, als sie. Alles weiß sie in ihren Bildern auf das künstlichste zu bedecken, was beleidigen könnte. Die gute Seite aber wird sie allzeit erhöhen. Dadurch geschieht, daß bey der wirklichen Ankunft des so sehr verlangten Guts der Mensch sich immer etwas betrogen findet. Die weitere Ursache ist, weil das Gegenwärtige niemal ein ganzes ausmacht. Es steht allzeit in Verbindung mit Folgen, welche kaum jemals gewiß können bestimmt werden. Die Einbildungskraft bleibt also immer in einiger Verlegenheit dabey. Bey dem Vergangenen hingegen hat sie das ganze vor sich. Begebenheiten die ganze Jahrhunderte oder tausende ausgefüllt haben, kann sie in einziges Bild zusammen fassen, ohne die Zwischenzeit aushalten zu müssen. Sie ist auch mehr gesichert von der Uebereinstimmung ihrer Bilder mit dem Urbilde, als wenn sie auf Gerathewohl vom zukünftigen entwirft. Unter den mannigfaltigen Ereignissen hat sie die Wahl, um sich ein ganzes aus lauter interessanten Zügen zu bilden: lauter starke Empfehlungen für die Geschichte vergangener Zeiten, welche zu durchgehen immer eine der angenehmsten Beschäftigungen der Menschen bleiben wird.

So ungewiß aber auch das Zukünftige ist, wagt sie sich dennoch auch daran. Wenn sie es trift, so zeigt es mehrere Geschicklichkeit, als

bey allen übrigen. Weil sie noch kein Muster vor sich hat, kann sie giessen und umgiessen nach Gefallen, und der Stoff zur Beschäftigung kann ihr nicht ausgehen.

Endlich müssen allgemeine Begriffe allzeit etwas angenehmes für uns haben. Sie sind gleichsam ein Vorrath von Hauptzügen, die sich auf mehrere einzelne Dinge passen. So bald diese vorkommen, ist das wichtigste von der Arbeit schon gefördert. Die Ergänzung, weil sie nur zufällige Beschaffenheiten angeht, geschieht leicht.

Eben daher aber weil diese erste Beschäftigung der Einbildungskraft, welche in Herstellung des ganzen besteht, zu geschwind vorüber geht, anderer Seits aber unmöglich ist, in der nämlichen Geschwindigkeit dem Auge neue Gegenstände beyzuschaffen, als die Einbildungskraft von einem zu dem andern eilt; muß derjenige, so länger gefallen soll, Stoff zu einer mehr andaurenden Beschäftigung darbieten. Dazu wird eine gewisse Mannichfaltigkeit erfordert, vermög der der Gegenstand unterhalten kann ohne zu ermüden. Findet das Herz nebst der Einbildungskraft auch seine Rechnung dabey, so ist es um so besser. Wenn beede zusammen treffen das regelmäßige und mannichfaltige, so entsteht dasjenige in den Dingen, welches man Schönheit nennt.

Viertes Kapitel.

Warum große, warum deutliche Begriffe das Selbstgefühl erhöhen.

Die Geister wachsen in der Vollkommenheit, nachdem sie im Stande sind, mehr oder weniger zugleich zu denken. Derjenige ist der Vollkommenste, welcher alles gedenkbare sich zugleich vorstellen kann. Die Mittelstufen bis auf den kleinsten sind unendlich, nach den verschiedenen Gränzen dieser Kraft. Wir wissen aber nicht, wie weit die unsere sich erstreckt, als aus der Erfahrung, und Größe der Gegenständen. Nur die Augenblicke in welchen die Seele große Gegenstände denkt, sind diejenigen, wo sie ihre eigene Größe wahrnimmt, und aus ihrer gewohnten Sphere in eine höhere versetzt wird.

Wenn es auch fremde Gedanken, und Gesinnungen sind, so weiß sich die Seele bey dem ersten Anblick dieselbe eigen zu machen. Es wäre eine Beleidigung für jeden Zuschauer, wenn man nur einen Augenblick zweifeln wollte, daß er nicht eben so handeln würde, als der Held, den er vor Augen hat. Deßwegen haben alle Philosophen von dem Longin an bemerkt, daß sich der Mensch bey dem Anblick des Großen selber dünkt groß zu seyn.

Daher erhöhen auch deutliche Begriffe das Gefühl eigener Vollkommenheit mehr, als dunkle, vollständige mehr, als unvollständige; weil mehr bey denselben gedacht und vorgestellt wird, als bey den andern. Die Deutlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe ist allzeit die Folge der Vollkommenheit des Verstandes; hingegen ist die Dunkelheit und Unvollständigkeit die Folge von der Schwäche, Endlichkeit und Einschränkung desselben. Es giebt kein verdrüßigers Gefühl für die Seele, als wenn sie diese Schwäche wahrnimmt, und kein angenehmers, als wenn sie den Anwachs eigener Vollkommenheit bey der anwachsenden Vollkommenheit ihrer Begriffe wahrnimmt.

Den Kritiker freut sogar die Entdeckung der Fehler in einem Werke, obschon sonsten alle Unvollkommenheit mißfällt. Die Ursache kann keine andre seyn, als weil dadurch seine Kenntniß deutlicher und vollständiger wird. Und liegt nicht eben hierin das Hauptvergnügen bey dem lächerlichen, daß wir die Ungereimtheiten, die in einer Sache liegen, entdecken? Etwas in das lächerliche versetzen, will nichts anders sagen, als die verborgenen Ungereimtheiten sichtbar machen. Die Kunstgriffe, deren man sich dabey bedient, lauffen meistens da hinaus, daß entweder wohlgetroffene ähnliche Beyspiele angeführt werden, von welchen das lächerliche schon allgemein bekannt und angenommen ist, durch deren Anwendung auf den

vorhandenen Fall die Ungereimtheiten, die in demselben liegen, offenbar werden; oder daß man das Bild ergänzt durch Beysetzung der noch abgehenden Zügen, durch welche erst die wahre Beschaffenheit des ganzen sichtbar wird; oder daß man die Folgen anführt, wodurch ein Satz in sein gehöriges Licht gesetzt wird; oder daß man, denen zu gefallen, welche die Feinheit der Augen nicht haben, um versteckte Ungereimtheiten zu sehen, den Gegenstand auf einer oder der andren Seite vergrößert. Der Author oder Künstler muß dieses in manchen Fällen thun, weil er dem Leser oder Zuschauer keine mikroscopische Augen geben kann, um kleine Ungereimtheiten zu sehen. Durch diese Mittel wird die Kenntniß desselben deutlich, und vollständig. Er lernt den Gegenstand kennen, wie er an sich ist, welches ihn um so mehr freut, da er bey versteckten Ungereimtheiten sich nur gar zu leicht wegen seinem Hang in allen Dingen Harmonie zu denken, in Irrthum stürzen läßt.

Man freut sich zwar auch bey offenbaren Ungereimtheiten; allein dieses Vergnügen ist eine Geburth der Bösartigkeit des menschlichen Herzen, welche blos durch den stillschweigenden Contract, den die Menschen unter einander errichtet, und durch die Wiedervergeltung, die sie einander niemal in solchen Fällen schuldig bleiben, einiger maßen kann gerechtfertigt werden. Die Alten (o) haben schon unter den Ungereimtheiten

(o) Siehe den Aristoteles im fünften Kap. der Poetik.

heiten einen Unterschied gemacht, und bey jenen nur das **Lachen** verstattet, die mit keinem Schmerzen der Person verbunden sind, an der sie sich befinden, oder nicht zu ihrem Untergang gereichen. Dieser Unterschied aber anstatt dem menschlichen Herzen Ehre zu machen, verräth dessen äußerstes Verderbniß. Um den Rechten der Menschheit nicht zu nahe zu tretten, hat man sich verabredet, die Freude, die man bey fremden Unglück empfindet, nicht an den Tag zu legen. Wenn dieses erlaubt wäre, so würde oft bey dem größten Unglück ein heftigeres Gelächter entstehen, als bey einer noch so drollichten Ungereimtheit. Der Mensch lernt von Jugend auf, daß er fast immer sein Glück auf Kosten eines dritten mache. Er nimmt daher die Gewohnheit an, bey jedem Unglück sogleich auf den Vortheil zu sehen, der ihm dadurch zuwachsen kann. Und wenn er auch gar keinen dabey hat, so gewinnt doch das Selbstgefühl in so weit, weil er glaubt sich nun für vollkommener halten zu dürfen als der andre; indem er allzeit bey Berechnung seiner Vollkommenheiten sein Glück mit in Anschlag bringt, und so viel Grad er an diesem voraus hat, so viel auch glaubt an Vollkommenheit zu haben. Zuletzt macht noch der aus seinen Bedürfnissen entstehende Neid, daß immer das fremde Unglück wenigstens etwas Gefälliges für ihm hat, wenn es auch seinen Freund beträffe. Nein, dieser nicht einmal ist ausgenommen. In beeden Fällen

also ist die innere Beschaffenheit des Herzens fast die nämliche.

Laßt uns aber sehen, wie ungerecht die Ausnahm ist. Man kann sich hier kecklich auf das Gefühl eines jeden, auf den das lächerliche zurück fällt, berufen. Die Ungereimtheiten, welche ins Lächerliche fallen, können nicht gedacht werden ohne einer gewissen Dosis von Schwäche entweder des Verstandes, oder des Willens, oder aber einer Ungestalt, und Fehler des Körpers. Nun besinne sich ein jeder, auf welcher Seite er am empfindlichsten sey. Der Werth der äußerlichen Güter, so nothwendig sie uns auch geworden sind, ist doch immer nur willkührig. Der körperliche Schmerz erhebt oft noch mehr das Selbstgefühl. Hingegen sind Verstand, und eine gewisse Stärke des Willens die wahren und wesentlichen Güter des Menschen. Die Bemerkung eines Abgangs davon, macht denselben unversöhnlich mit ihm selber, und schlägt dem Selbstgefühl eine Wunde, die nicht zu heilen ist. Nebst diesen liegt ihm nichts näher, als der Körper. Man weiß, wie wenig sich oft große Männer in einen geringen Fehler desselben finden mögen. Cesar hat keines der Ehrenzeichen, welche ihm von dem römischen Volk angetragen worden, mit größerem Vergnügen angenommen, oder gebraucht, als das Recht für allzeit einen Lorberkranz zu tragen. Und höret die große Ursache! weil er dadurch seinen Kahlkopf in

etwas

etwas bedecken konnte, (p) welchen man oft lächerlich gemacht hatte. Dieß wird wohl mancher nicht vermuthet haben, der sich nach ihm so gern in dieser Stellung zeigte, oder doch malen und vorstellen ließ.

Bey solchen Mängeln aber hat man die Ausnahm gemacht, welche ein jeder verabscheut, wenn sie ihn betrifft, bey andern aber gutheißt. Nie ist ein Selbstbetrug allgemeiner gewesen. Nie hat sich die Bosheit des Menschen mit größern Gewinn zu behaupten gewußt. Man hat ihr nicht nur allein offene Geleitsbriefe ertheilet, sondern man hat sie sogar in Regel gebracht, wovon immer eine derselben mehr Vorschub leistet, die feinste aber just diejenige ist, die den, auf welchen die Anwendung geschieht, am empfindlichsten beleidiget.

Es freuet endlich sogar den Menschen die Entdeckung eigener Schwachheiten, wenn er einmal angefangen hat, sich zu studieren. Wie tiefer sie in dem Herzen verborgen lagen, desto größer ist sein Vergnügen, welches von nichts herrühren kann, als weil die Kenntniß seiner Selbst vollkommener wird, und dadurch das Selbstgefühl auf dieser Seite gewinnt, was

(p) Circa corporis curam morosior, ut non solum tonderetur diligenter . . . . . Calvitii vero deformitatem iniquissime ferret, sæpe obtrectatorum JOCIS obnoxiam expertus. Ideoque & deficientem capillum revocare a vertice assueverat: & ex omnibus decretis sibi a senatu populoque honoribus non aliud aut recepit aut usurpavit libentius, quam jus laureæ perpetuo gestandæ. Sueton.

es auf der andern durch die Schwachheiten selber verliert.

Die Deutlichkeit der Begriffe hat noch ein heimliches Vergnügen bey sich. Wenn der Mensch ein vollkommenes Werk deutlich kennt, so dünkt es ihm gleich, er könne es auch durch seine Kräfte herstellen. Dieser Wahn wird in ihm durch die Analogie erzeugt. In einigen Fällen verhält es sich wirklich nicht anders. Man glaubt aber leicht, was dem Selbstgefühl vortheilhaft ist. Sieht er hingegen die Fehler in einem Werke, so glaubt er, er würde es besser machen. Wieder eine Folge der nämlichen Analogie, worauf sich zum Theil das Vergnügen der Kritik gründet, welches uns die Gewähre leistet, daß sich nicht leicht unter den Menschen ein Abgang von dergleichen Leuten äußern wird.

Fünftes Kapitel.

Warum die Vollkommenheit und Schönheit der Gegenstände das Selbstgefühl erhöht.

Die Gegenstände der Vorstellungen müssen an sich vollkommen seyn; wenn diese ein dauerhaftes Vergnügen hervor bringen sollen. Ein unvollkommener Gegenstand, wenn er auch noch so künstlich und meisterhaft durch den Pinsel nachgeahmt ist, mißfällt zuletzt dem

Auge.

Auge. Auf die nämliche Art ist auch das Vergnügen nur vorübergehend, welches die Seele bey der Vorstellung eines solchen Gegenstandes empfindet; sie mag so viel Kunst und Geschicklichkeit dabey anbringen, als sie immer will. So sehr eine Sammlung von kunstreichen Gemälden, wo lauter große erhabene und merkwürdige Dinge ausgedrucket sind, einer andern eben so kunstreichen vorzuziehen ist, wo nur kleine, niedrige, und unvollkommene Gegenstände vorkommen; so weit sind auch Vorstellungen der vollkommenen Gegenständen, den Vorstellungen der unvollkommenen und niedrigen vorzuziehen. Der Gegenstand veredelt die Vorstellung, die Vorstellung veredelt die Seel. Der Geist der nur große und vollkommene Dinge denkt, muß entweder schon groß, oder vollkommen seyn, oder es in der Folge doch werden.

Dieß läßt sich noch ferner aus der Natur der Seele erklären. Wenn ein Gegenstand um seinetwillen gefallen soll, muß er auf das Selbstgefühl anpassend seyn, damit die Wirkung davon mit der Wirkung des Selbstgefühls in eine zusammen fließe. Da aber das Vergnügen, womit das Selbstgefühl umgeben ist, bloß allein aus dem in dasselbe eingeflochtenen Gefühle eigener Vollkommenheit entspringt, so muß auch ein solcher Gegenstand außer uns, der gefallen soll, vollkommen seyn, und wenigstens ein dunkles Gefühl erregen, daß er ist, was er seyn soll. An entgegen gesetzten

Dingen, an Vollkommenheit und Unvollkommenheit zugleich Vergnügen haben, ist eben so unmöglich, all widersprechende Dinge zugleich für wahr halten.

Wenn bey einem Gegenstande ein höherer Grad der Vollkommenheit anzutreffen ist, den wir durch den Anblick schon ohne vieles Nachdenken bemerken; so nennen wir den Gegenstand Schön. (q). Es kann daher vollkommene Objekten geben, ohne schön zu seyn; nicht aber schöne ohne Vollkommenheit. Die Natur hat kein Putzwerk bey ihren Produkten angebracht. Alles was zur Zierde dient, muß auch zum ganzen etwas beytragen. Wenn wir es gleich nicht allzeit errathen können; so läßt uns doch die Analogie und übrige Erfahrung kaum anderst urtheilen. Wenn bey einem regelmäßigen Gebäude alle Theile keinen ausgenommen ihre Brauchbarkeit und Nutzen in Ansehung des ganzen haben müßen, sollen wir wohl glauben, daß die Natur hierin unter der Kunst sey?

Unter eben jenem Himmelsstrich, wo die schönsten Menschen sind hervor gebracht worden, sind auch die vollkommensten hervor gebracht worden; und so wie stufenweis von Griechenland und den Küsten Asiens bis zu dem Grönländer die gemäßigte Luft abnimmt, nehmen auch die Seelenkräfte ab: das muthige

engli-

(q) Besonders geschieht dieses, wenn bey den Theilen selbst schon mehr Vollkommenheit, Uebereinstimmung und Mannigfaltigkeit angebracht ist, wodurch auch die Vollkommenheit im ganzen wachsen muß.

englische Roß, gleichwie es an der Bildung andere übertrift, so auch an Geschwindigkeit und Herzhaftigkeit.

Hieraus sehen wir, daß die Vollkommenheit ihre Stufen habe; daß unter Dingen der nämlichen Art doch eine große Verschiedenheit seyn könne, und eben daher auch nothwendiger weise die Schönheit. Wir legen Objekten Schönheit bey, wenn nur die Vollkommenheit mehrerer Theile sinnlich ist, ohne daß wir noch das ganze genau übersehen. (r) Merken

(r) Wir haben ohnehin schon einen Hang in allen Dingen Harmonie und Uebereinstimmung zu denken, obschon sie noch nicht deutlich erkennt wird. Wie frühe aber derselbe in uns entstehe; ist hart zu entscheiden. Er scheint eigentlich nichts anders zu seyn, als eine Folge jenes eben so natürlichen Gefühls: daß ein jedes Ding ist, was es ist, womit dieses, daß es auch ist, was es seyn soll, in der engsten Verbindung steht. Und warum sollen wir ihm nicht Harmonie zu denken so lang wir noch keine Gründe haben, eine Ausnahm zu machen? Die Natur der Dinge ist dem rohen Wilden sowohl als dem Gelehrten heilig und verehrungswürdig. Wie mehr sie entfaltet wird; desto mehr Schönheiten bietet sie dar. Sie verbessern wollen, wäre Unsinn und Raserey. Dieses Urtheil aber wird meistens durch die Analogie desjenigen, so ein jeder über sich fällt, befördert, indem man dieses fast allzeit bey Beurtheilung andrer, wenn nicht Nebenumstände dazwischen kommen, zum Grunde legt. Endlich wie weiter die Erfahrung geht; um so mehr werden wir darin gestärkt. Der Abweichungen und Ausnahmen sind allzeit wenig, und diese machen uns erst den Werth des regelmäßigen erkennen. Wir müßten also freylich mehr Schönheiten in der Natur finden; wenn bey einigen nicht die Vorurtheile uns daran hinderten als z. B. in jenen Fällen, wo wir einen Haß oder Furcht gegen einen Gegenstand haben, als wie bey Schlangen oder andern Raubthieren; oder bey einigen unsre Sinne so beschaffen wären, um uns die Schönheiten zu entdecken, z. B. bey einer Mucke, oder andern

ken wir hernach eine Unvollkommenheit oder Abgang eines noch so unedlen Theils, so fällt auch der Begriff von der Schönheit weg, oder erstreckt sich nur auf einzelne Theile. Das Haus, an welchem der Baumeister den Eingang vergessen, ist uns nicht mehr schön im ganzen genommen, wenn wir diesen Abgang wahrnehmen. Merken wir aber auch Uebereinstimmung im ganzen, so daß uns die Vollkommenheit deutlich wird, die uns nur sinnlich war; so kömmt noch ein neues Vergnügen dazu, weil wir die Vollkommenheit unsers Verstandes fühlen, wie wir schon bey den deutlichen Begriffen bemerkt haben. Da die Vollkommenheit an sich schon Wohlgefallen erregt, in welchem Grade sie auch immer da ist, so muß ein höherer Grad davon um so stärker auf uns wirken. Die Natur scheint mit Bedacht bey einigen ihrer Werken mehr Vollkommenheit angebracht zu haben, um dem Wohlgefallen daran, welches durch die Gewohnheit geschwächt wird, von Zeit zu Zeit ein neues Leben zu geben.

Wenn es auf die Empfindung dieser Uebereinstimmung ankömmt, so treffen wir einen merkli-

andern Insekten; bey andern nicht die Gewohnheit oder gänzliche Unachtsamkeit das Gefühl stumpf machte. Die Objekten müssen daher einige Neuheit haben, dem ordentlichen Zustand der Sinne angemessen, und ohne ins Auge fallende Unvollkommenheit seyn, wenn sie gefallen sollen. Der Zuschauer aber muß auch zum Gefühl der Schönheit aufgelegt seyn. Ueberhaupt aber läßt sich freylich besser fühlen was Schönheit sey, als erklären.

[illegible library stamp]

merklichen Unterschied zwischen den Menschen an. Ein sicheres lebhaftes Gefühl des sinnlich vollkommenen, welches sich durch ein behendes Wohlgefallen an dem vorkommenden Objekt äußert, wird der Geschmack genennt, eine wichtige Zugabe für das Selbstgefühl. Diejenigen, die theils durch Freygebigkeit der Natur, theils durch eigene Anbauung dessen theilhaftig sind, haben in Ansehung anderer eben die, und noch größere Vorzüge, als Menschen, die alle Sinne haben vor andern, die einige weniger haben. Den letzten bleibt ein großer Theil der Natur unbekannt; die anderen sehen sie, aber nicht in ihrer Schönheit und Anmuth. Nur besondern Lieblingen scheint es, habe sie ihre Reize wollen fühlen lassen, andern aber nur die Oberflächen gezeigt. Diese ihre Vertraute finden allenthalben Stoff zum Vergnügen bis zum Entzücken; die andern bleiben kalt, oder gerathen höchstens in eine frostige Verwunderung. Den ersten hat sie eine unerschöpfliche Quelle reiner Wohllust bereitet, die mehr geschätzt wird, wie mehr sie verkostet wird, die dem Adel eines Geistes angemessen ihn geschickt macht das sittliche Schöne um so besser zu fühlen; andre hat sie verdammt, entweder mit den Thieren in der Erde herum zu wühlen, oder mit Dunsen und Pedanten Grillen zu fangen.

Sechstes Kapitel.

Warum die Vollkommenheiten, die den unsern ähnlich sind, das Selbstgefühl am meisten erhöhen.

Nach diesen Grundsätzen werden wir leicht einsehen, warum jene Vollkommenheiten, die den unsren ähnlich sind, allzeit das größte Vergnügen erwecken; weil sie nämlich am besten auf das Selbstgefühl passen. Das neue Vergnügen schließt sich leicht an das alte; weil die Seele schon gewohnt ist, an gleichen Vollkommenheiten sich zu belustigen. Denn einmal unser Selbst ist doch der erste und früheste Gegenstand unsers Wohlgefallens. Wegen dem öftern Zusammendenken geht dieses Wohlgefallen unvermerkt auf alles über, wo wir unser Selbst hinzudenken; fordersamst aber auf alles, was unser ist. Zuletzt wegen der Gewohnheit Vergnügen bey ihrer Vorstellung zu fühlen, gefallen sie uns, wenn wir sie auch allein denken.

Die Seele läßt sich selten in eine Untersuchung ein, woher ihr ein Vergnügen gekommen. Genug, daß sie es hat. Sie wird es allzeit suchen fortzusetzen, und so oft zu empfinden, als es möglich ist. Durch dieses Vergnügen aber bekommen alle diese Dinge nach und nach ein Gepräg der Voll-

kom-

kommenheit. Ja unser Selbst und die Dinge, so mit ihm in dem berührten Verhältniße stehen, werden die Urbilder der Vollkommenheit, wornach wir auch fremde beurtheilen, nur mit diesem Unterschiede, daß jenes, so von uns entnommen ist, nicht denen Veränderungen ausgesetzt ist, als die übrigen, welche so oft können verändert werden, als verschieden die Auftritte des Menschen in dieser Welt sind. Wenn Tityrus von Rom erzählen hört, so bildet er sich gleich ein, es müße just so aussehen, als sein Geburtsort. (s) Sieht er aber die Stadt selbst; so wird er irre gemacht, und weiß nicht mehr, was er schön heißen soll. Geschieht es gar, daß er sich zu Rom verbürgert; so gießt er seine Begriffe um, und sieht auf die Hütten seiner Landsleute mit Verachtung und Mitleiden herab.

Bey dem ersten aber bleibt sich der Mensch ähnlicher. Er wird sich doch immer den fürnehmsten Platz einraumen, und der größte Lobspruch, den er jemanden ertheilen kann, wird allzeit jener seyn, den ein Huron einem Franzosen giebt: **Es ist ein Mensch wie ich.** Von den Persern sagt Herodotus, daß sie diejenigen vorzüglich ehren, die am nächsten bey ihnen wohnen, nach diesen aber jene, die die nächste bey diesen woh-

(s) Urbem, quam dicunt Romam,
Meliboee putavi
Stultus ego huic nostræ similem.
Virgil. Eccl. I.

wohnen, und so weiter. Denn, fährt er fort, sich halten sie für die besten unter allen, die andern aber, wie weiter sie von ihnen entfernt sind, für desto schlimmer, und jene für die aller schlimmsten, die von den Persern am weitesten weg sind.

Dieß ist im Kurzen die Geschichte aller Menschen. Der Nachbar eines jeden ist jener, der ihm am ähnlichsten ist, oder der die meisten Vollkommenheiten und Eigenschaften mit ihm gemein hat, es mögen wahre oder eingebildete seyn. Ein jeder ist gleichsam dem andern ein Spiegel, worin er seine eigene Gestalt aufsucht; wie mehr er davon findet, desto zufriedener ist er auch mit dem andern. Daher kömmt z. B. die Neigung der Landsleute gegen einander. Die nämliche Erziehung so sie gehabt haben, die sie zugleich an tausend angenehme Vorfälle ihrer Jugendjahren und an tausend einander erwiesene Gefälligkeiten erinnert, der nämliche Himmelsstrich, Erdreich, Obere und Regierungsform, Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche, lauter Dinge, so der Mensch nach und nach seinem Selbst einverleibt, und die einen sogleich dem anderen empfehlen, er mag ihn antreffen, wo er will.

Daher auch die Hochschätzung jener gegen einander, die in einer besonderen Gesellschaft, oder Stande mit einander leben. Gleiche Vortheile, gleiche Rechte, und meistens auch gleiche

Denkungsart und Absichten erwecken wechselweise Achtung und Liebe, welche ungemein dadurch vermehrt werden, daß ein jeder des anderen Vorzüge als sein Eingethum ansieht, worauf er Recht hat stolz zu seyn, und eben dadurch auch der Vertheidiger davon, und Herold wird.

Die Neigung der Aeltern zu ihren Kindern und diese gegen die Aeltern gründet sich hauptsächlich auf die Aehnlichkeit, die zwischen Ursache und Wirkung ist. Die Aeltern werden auch meistens jenen unter ihren Kindern den Vorzug geben, von denen sie sich einbilden, daß sie ihnen ähnlicher sind, und die Kinder werden deswegen von widrigen Urtheilen, so über ihre Aeltern gefällt werden, am meisten betroffen, weil sie fürchten, man denke eben so von ihnen. Kinder werden auch noch mehr zur Liebe gereizt durch die vielen Wohlthaten, so sie von den Aeltern empfangen; diese aber durch die Erinnerung ihrer Kräfte, durch die eingebildete Fortsetzung ihres eigenen Daseyns in den Kindern, durch das Angenehme ihrer Gesellschaft, oder den Nutzen den sie einstens von ihnen hoffen.

Die Aehnlichkeit, so zwischen den Wirkungen der nämlichen Ursache anzutreffen ist, bringt die Achtung hervor, so Verwandte gegen einander haben. Deswegen sind sie auch stolz auf die Vorzüge oder Reichthümer, so einige unter ihnen haben, weil die andern glau-

ben, daß man wegen der Aehnlichkeit, dafür halten müsse, sie verdienten das nämliche. Armuth aber und Niedrigkeit der einen ist den anderen äusserst gehäßig, weil sie fürchten, wegen der Aehnlichkeit möge man schliessen, sie hätten auch kein besseres Schicksal verdient, oder wären wirklich in keinen besseren Umständen. Worin diese Aehnlichkeit bestehe, denken sie zwar nicht deutlich; doch aber eine gewisse Gemeinschaft des Geblüts, und Absprossung von einem gemeinsamen Stamme, und darauf gebaute Aehnlichkeit der Vollkommenheiten sind der Grund davon.

Daher kömmt auch die wechselweiße Achtung jener, die in den nämlichen Gefahren beysammen gewesen. Diese wenn sie überstanden sind, haben allzeit einen starken Einfluß in das Selbstgefühl. Der Mensch glaubt nun seines Muths und Standhaftigkeit genug gesichert zu seyn; und hält dafür, die ganze Welt müsse es glauben, er meynt Grund genug zu haben, sich für einen Liebling der Fürsicht zu halten, für ein Wesen, so Elementen und alles übrige muß in Ehren halten; er wird also eben so von jenen denken, in welchen der nämliche Grund anzutreffen ist.

Daher endlich die Achtung, so Reiche, so Gelehrte, so Künstler gegen einander haben. Der Mensch ist auf eine gewisse Art genöthigt, dasjenige in anderen zu schätzen, was er an sich schätzt. Indem ähnliche Ursachen

auch ähnliche Wirkung hervor bringen müssen. Wenn er fremde Vollkommenheiten schätzt, nachdem sie den seinigen ähnlich sind, schätzt er vielmehr sich selbst. In eben dem Grade, als er sie erhöht, steigen die seinigen.

So oft er der Fremden ansichtig wird, wird er auch der seinigen ansichtig. Da das Imaginationsgesetz großen theils nach Aehnlichkeit wirket, so muß solche, wenn sie an uns selbst anzutreffen ist, zuerst zum Vorschein kommen; indem dasjenige, was öfter und stärker gedacht oder gefühlt wird, auch leichter wieder in das Gedächtniß gebracht wird. Was kann aber öfters gedacht und gefühlt werden, als eigene Vollkommenheiten? Es ist uns nebst diesem nichts angenehmers, als oft an dieselben erinnert werden. Fremde Unvollkommenheit gefällt uns sogar, wenn sie uns an eigene Vollkommenheit erinnert, weil sie alsdann wie der Schatten das Licht unsere eigene erhebt.

Wie größer und einleuchtender die Aehnlichkeit ist, desto geschwinder und lebhafter muß auch das Gefühl eigener Vollkommenheit dadurch rege gemacht werden; und wie das Nachdenken uns immer mehr Aehnlichkeiten auch an Dingen, die sehr verschieden sind, entdecken macht, so muß eben dadurch auch mehr Wirkung und Gegenwirkung entstehen. Wenn der gute Tityrus bey Erblickung der Stadt Rom nicht mehr weiß, was er schön

heißen soll, so findet der Philosoph (t) mitten in den Pallästen Roms die Hütten des Tityrus wieder. Wenn es manchem noch so lächerlich vorkommt, daß der Huron zum Franzosen sagt: **Es ist ein Mensch wie ich**, so findet der Philosoph mitten in der gesitteten Welt den **Huron** und **Wilden** wieder. (u) Wenn endlich das ungeübte Aug des zum Denken nicht aufgelegten Menschen nicht die geringsten Spuren einiger Aehnlichkeit erblickt, so findet der Philosoph alle Geschöpfe vom Menschen an bis zum Insekt, das im Staube kriegt, ja bis zum Staube selber mit einer nie genug zu bewunderenden Aehnlichkeit und Mannichfaltigkeit verknüpft. (x) Der Mensch findet sich immer wieder. Wie genauer er sie betrachtet, desto mehr Vollkommenheiten wird er wahrnehmen, und desto mehr wird er an eigene erinnert werden. Er darf die Untersuchung um so kecker wagen, da er nichts zu fürchten hat, daß die seinigen dadurch möchten verdunkelt werden. Alsdenn wird er erst im Gegentheil fühlen: daß er **Mensch** ist: wenn er die Dinge außer ihm wird genug kennen.

Wenn auch die Aehnlichkeit entfernt ist; so hat sie noch einige Wirkung. Gleichwie sie

(t) Siehe des Grafen Algarotti Versuch über die Architectur, übersetzt von Raspe.

(u) Siehe unter anderen l'Esprit Tom. Prem. Disc. III, Ch. V. & seqq.

(x) Siehe Robinet de la Nature.

sie durch die kleinsten Schattirungen ab- und zunimmt, so nimmt auch die letztere ab und zu. Der letzte Grad kann dem Wiederhall verglichen werden, der von entfernten Orten kömmt, wovon man die Töne nicht mehr unterscheiden kann. Obschon man sich dieser Wirkung nicht deutlich bewußt wird; so kann man dennoch keineswegs behaupten, daß sie nicht wahrhaft vorhanden sey. Die Menschen denken meistens simbolisch. Wenn sie sich nun ihrer gewohnten Zeichen nicht erinneren, so glauben sie leicht, die Sache sey nicht da. Auf diese Art können auch leblose Gegenstände durch ihre Größe und Regelmäßigkeit das Gefühl eigener Größe und Vollkommenheit rege machen. Und in diesem Sinne bleibt es auch wahr, daß die Aehnlichkeit, so weit sie sich erstreckt, Sympathie und Verwandtschaft stiftet.

Die Hauptursache warum bey vielen Menschen so wenig Wirkung verspürt wird, liegt darinn; weil ihre Gefühle von Vollkommenheit, Schönheit und Regelmäßigkeit allzeit die dunkelsten sind, oder durch Vorurtheil, üble Erziehung und Leidenschaften schief geworden sind. Sie sehen hernach alles in einem falschen Lichte und verwirren alles. Hierzu kömmt noch die große Unwissenheit in Ansehung der Dinge außer ihnen, wodurch auch ihrem Vergnügen an denselben Schranken gesetzt werden.

Es kömmt auch viel darauf an, welche Vollkommenheiten den wichtigsten Theil unsers

Selbst ausmachen. Wir sind gewohnt, immer einige vornen an zustellen, welche wir stärker fühlen als andere. Diese müssen nun freylich nicht nur allein durch die geringste Aehnlichkeit rege gemacht werden, sondern auch durch eine Menge anderer Gegenstände, mit welchen sie durch das Imaginationsgesetz in Verbindung kommen. Die Schöne, welche kein anders Verdienst kennt, als Schönheit, denkt sich, findet sich, bewundert sich bey Veranlassungen, bey welchen sich ein andrer nicht einmal dergleichen träumen läßt.

Die nämlichen Gegenstände werden daher allzeit auf verschiedene Menschen sehr verschiedenen Eindruck machen, bey einem jeden nach der eigenen Lage seines Selbstgefühls. Der Soldat baut auf jedes Feld Vestungen, oder bringt Kriegsheere in Schlachtordnung, der Ackersmann bestellt sie mit Früchten, der Maler betrachtet die Annehmlichkeit der Gegend, der Gewinnsüchtige berechnet den Ertrag. Vollkommenheiten, worauf alle Anspruch machen, müssen auch allen gefallen, und bald bemerkt werden. Witz und Verstand werden allzeit willkomm seyn, weil jeder auf große Seelenkräfte Anspruch macht. Nur ist das schlimmste, daß sich jeder einen eigenen Witz nach seinem Kopf modelt, nach welchem er allen fremden beurtheilt. Dummköpfe werden sich daher allzeit zusammen halten, und unter Tausenden einander unterscheiden.

Eine sanfte Gesichtsbildung, welche innere Ruhe, Zufriedenheit und Wohlthätigkeit anzeigt, wird die nämliche Wirkung hervorbringen; weil die innere Harmonie, welche dadurch verkündet wird, die Gemüthsruhe, welche sich auch im Gesichte malt, das Gleichgewicht der Leidenschaften und die Grazie, die sich nur auf solchen Gesichtsbildungen zeigt, uns an die seligsten Augenblicke unseres Leben erinneren, wo wir in stiller Selbstzufriedenheit unser geniessen, und Vollkommenheit aus Ueberzeugung fühlen.

Siebentes Kapitel.

Innere Empfindungen. Anlage des Herzens in Ansehung derselben. Verderbniß desselben.

So bewunderungswürdig die verschiedenen Empfindungen unserer Sinne immer seyn mögen; so scheint doch die mit denselben harmonirende innere Empfindsamkeit des Herzens noch mehr zu bewunderen. Wir haben sie zum Theil schon kennen gelernt, nun müssen wir sie aber doch genauer betrachten. Hier entsteht eigentlich das tiefe Bewustseyn der Seele, und die höhere Grade des Selbstgefühls. Die äusseren Empfindungen scheinen doch nur immer die Oberfläche der Seele

zu berühren; bey diesen aber wird sie ganz Gefühl.

Gleichwie aber die Einbildungskraft mit dem Auge in einer besonderen Verbindung steht, also auch das Herz; über dieses aber steht es mit der Einbildungskraft selber in einem noch engeren Verhältnisse. Und gleichwie die Verrichtungen des Auges dadurch oft unregelmäßig werden, weil sich die Einbildungskraft darein mischt, so noch mehr die Empfindungen des Herzens, weil diese am meisten dabey zu thun hat. Dadurch geschieht es, daß es einem nie zu übersehenden Abgrunde gleichet; daß keine Gesetze zu finden seyn, welche sich auf alle Menschen passen; daher kömmt die große Verschiedenheit der menschlichen Empfindungen bey der nämlichen Begebenheit, gleichwie an dem nämlichen Ort der eine manchmal Frost, der andere Hitz empfindet, nachdem die Witterung verschieden war an den Orten, wo sie zuvor gewesen sind. Und eben daher ist auch das nämliche Herz sich so ungleich, daß es itzt tödtlich hasset, was es zuvor angebeten, und itzt für seine Glückseligkeit achtet, was es zuvor äusserst verabscheuet hat.

Das verschiedene Klima, die verschiedene Nahrung, nebst den moralischen Ursachen der Erziehung und Vorurtheile, welche manchmal die Natur selbst scheinen irre zu machen, und die angebohrne Gefühle zu verdringen, oder auf Gegenstände zu lenken, die weit von ihren

eigenen

eigenen entfernt sind, werden allzeit eine große Verschiedenheit zwischen den Menschen unterhalten. Die Natur selber aber hat den Grund schon dazu gelegt. So wie sie bey den verschiedenen Arten von Thieren verschiedene Triebe angebracht, damit kein Ort unbewohnt, keine Sache, so zur Nahrung dienen konnte, unbenutzt, kein Vergnügen ungenossen verbliebe, so scheint sie auch bey dem Menschen mit Vorbedacht eine Verschiedenheit der Neigungen, Trieben, und Begierden angebracht zu haben.

Aus diesen ensteht das so wundersame Concert der verschiedenen Gefühle dieser Erdbewohner, welches doch zuletzt in einer allgemeinen Harmonie, nämlich der Zufriedenheit eines jeden sich endigt; da andere so frostig als ihr Klima, andere so hitzig als dasselbe sind; andere ein tiefes, andere ein seichtes und kaum zu unterscheidendes Gepräg der Leidenschaften an sich haben, andere mit Begierden die niemal zu sättigen sind, andere fast ohne Empfindung, und mit Gleichgültigkeit gegen alles, ihre Laufbahn angetretten haben; andere Tag und Nacht beschäftigt, andere gleichsam in einem immerwährenden Schlaf versenkt zu seyn scheinen; andere lieben, was andere hassen, und ihr Vergnügen daran finden, was anderen Verdruß macht. Ein jeder hat seinen Geschmack, und ein jeder ist mit dem seinigen zufrieden: ein jeder glücklich, so lang er den seinigen befriedigen kann.

Da das menschliche Herz zum Empfinden gemacht ist, so ist kein Wunder, daß er sogleich in Bewegung gesetzt wird, so bald ein Anlaß vorhanden ist. Es wird selten ganz gleichgültig in Ansehung eines Gegenstandes verbleiben; gleichwie die Oberfläche des Wassers durch ein geringes Lüftgen in Bewegung gesetzt wird, weil seine Bestandtheile an sich schon äußerst beweglich sind. Oft macht ein geringer Umstand, den es nicht nennen kann, daß es partheyisch wird. Die ersten Fäden, wodurch sich die Neigung anspinnt, sind meistens unmerklich, und dennoch werden die stärksten Bande daraus. Es hat schon seine Parthie gewählet; ehe der Verstand es wahrnimmt. Noch weniger wartet es dessen kritische Untersuchung, oder philosophische Berechnung des Guten und Uebels ab.

Wir müssen aber auch bekennen; daß es stark verwöhnt ist, und durch unsere Gesellschaftliche Verfassung nicht wenig aus seiner natürlichen Lage gebracht. So sehr der Mensch als Mensch mit sich zufrieden ist, so unzufrieden ist er als Bürger. Nur schade! daß der Bürger meistens den Menschen verdringt. Dieser hat wenige Bedürfnisse, der andre unzälige, er wird unter ihnen gebohren, und wächst unter ihnen auf. Man zeigt ihm noch in der Ferne alle, die er haben und nicht haben wird, alle Güter, die er genießen und nicht genießen wird. Kurz, man hat die Kunst auf das höchste gebracht, ihn für allzeit unruhig zu machen, seine

Begier-

Begierden ins unendliche zu vervielfältigen, und ihn seines Selbst niemal genießen zu lassen.

Es eckelt ihm bald ob jenem sanften, einfachen Vergnügen, mit welchem das Selbstgefühl umgeben ist, und welches allein den natürlichen und ordentlichen Zustand des Menschen, und dessen wahre Glückseligkeit ausmacht. Durch den verderbtesten Geschmack verlangt er lauter lebhafte und gewaltsame Empfindungen, und weil er diese nicht allzeit aus sich haben kann, steht sein Herz allzeit offen, um Eindrücke von anderen Gegenständen zu empfangen. Ja es eilt ihnen entgegen, auch mit Gefahr seines Untergangs, so wie mancher um sich abzukühlen, immer tiefer in den Strom tritt, bis er von demselben mit fortgerissen wird. Augen und Einbildungskraft sind ohne Unterlaß auf der Wache, um solche auszukundschaften.

Es wird sich endlich selbst zu eng, und will daher auch in andern empfinden.. Menschen die nicht durch ein natürliches Band enger mit anderen verknüpft sind, werden sich freywillig an andere ihres gleichen anschliessen, oder sich einen Helden aus der großen Welt wählen, an dessen Glücke und Unglücke sie Theil nehmen; andere dem Theater zueilen, um mit einem eingebildeten Helden Empfindungen zu theilen, und wenn sie noch so sehr von der Welt scheinen getrennet zu seyn, so wird doch das Herz einen Gegenstand suchen, und wird ihn auch finden, sollte es auch etwas noch so kleines und

unbeträchtliches seyn, an welches es sich heften wird, und für ihm als eine Welt besorgt seyn.

Wenn das gegenwärtige gar keinen Stoff zu Empfindungen darbietet; so hat es noch ein Mittel in dem Vergangenen oder zukünftigen. Durch Hülfe der Einbildungskraft erinnert es sich an seine angenehmsten Augenblicke, es ruft jene Stunden hervor, da es ganz von Zufriedenheit und Wonne durchdrungen war; und nun da der Sturm vorüber ist, wird auch sogar die Erinnerung der gehabten Angst und Beklemmung angenehm, die Zuruckrufung der gehabten Furcht und Hoffnung die beste Unterhaltung. Oft nimmt es mit Bedacht auf eine zeitlang die vorige Stelle wieder ein, es setzt sich in die vorigen Umstände, und Ungewißheit zurück. Es zerfließt auch in Wehmuth, aber süße Wehmuth, und solche in die es beym Theater versenkt wird. Es spielt sich gleichsam selbst seine ganze Geschichte, nur mit diesem Unterschiede, daß es zugleich die Hauptperson, und zugleich Zuschauer ist. Und wie kann Langeweile sich einfinden, da der Held des Stückes dem Zuschauer so interessant ist. Will es auch anfangen zu bluten; so steht die Hoffnung zur Seite, und heilt die Wunde. Es kann das Stück endigen, wo und wenn es will. Oft will es auch fremde Zuschauer haben. Auch diese müssen Furcht und Hoffnung, und die jetzige Freude mit ihm theilen. Es erzält ihnen, und malt sein Schicksal so lang vor, bis

sie

sie gerührt scheinen; und nun ist es zufrieden.

Eben so kann es sich auch durch das zukünftige helfen. Die Einbildungskraft schaft ihm sogar, wenn es darauf ankömmt, neue Welten, neuen Zusammenhang der Dinge, ja einen neuen Menschen nur mit Beybehaltung des nämlichen Selbst. Sie versetzt ihn mitten in eliseische Felder, in Palläste und Gärten, wo Natur und Kunst alle ihre Schätze verschwendet haben. Sie findet sogar wenn sie in guter Laune ist das so lang vergebens gesuchte Eldorado, um ihre Candiden auf eine zeitlang darein zu versetzen. Kein Wunder also, daß die meisten Menschen mehr in dieser eingebildeten, als in ihrer wirklichen Welt leben. Denn in jener ist lauter Wonne, lauter Sonnenschein, lauter heitere Tage. Die Phantasie sorgt schon davor, daß sie alles trübe Wetter aus derselben läßt. Kein Wunder, daß sich das menschliche Herz so gern in diesen Träumen einwiegen läßt; denn wenn es auch nur Träume sind, so vergnügen sie doch auf eine gewisse Art eben so, als wenn die Sache wirklich zugegen wäre. Jener bey dem Horaz, der sich eingebildet, er höre immer die schönste Musik, beklagte sich nicht ganz unrecht, daß man ihm seinen so glücklichen Irrwahn benommen hat.

Achtes Kapitel.

Ursprung der Begierden und Gemüthsbewegungen, die aus den Aussichten auf neue Vollkommenheiten entstehen. Insonderheit von der Hoffnung und Liebe. Wirkung derselben auf das Selbstgefühl.

Ist das Objekt, wodurch das Herz in eine angenehme Empfindung versetzt wird, außer der Einbildungskraft wirklich vorhanden; so kömmt noch dieser neue Umstand hinzu, daß der Mensch, so bald er den Einfluß auf das Selbstgefühl, woben meistens das Herz durch seine Empfindung entscheidet, wahrnimmt, sogleich Anspruch darauf macht. Er paßt sich dasselbe schon zum voraus an, um zu sehen, wie es sich zum ganzen schicken wird. Er verleibt es seinem Selbst ein, und wird stolz darauf, ehe er es noch besitzt; manchmal ist er so davon eingenommen, daß er lieber jeden anderen Theil, als diesen will trennen lassen. Kurz, er sieht es ohne weitere Ceremonie als sein Eigenthum an, als eine Sache die wegen ihm da ist. Denn alles was ihn belustigt, daran glaubt er auch Recht zu haben, sich zu belustigen, und was ihn vollkommener macht, dazu glaubt er auch berechtigt zu seyn, in so weit es ihn vollkommener macht,

es

es müßte denn seyn, daß ihm ein höheres Gesetz im Weg stünde. Der Huron oder der Aufrichtige des Herrn von Voltaire kann uns hier zum Muster dienen, oder wenn wir wollen, die Thiere, denn was die ersten Bewegungen angeht, ist der Mensch auch Thier. Der Einfall des Philosophen von Genf sich bey seinen Spaziergängen zum Eigenthümer von allem zu machen, was ihm vorkam, oder anständig war, ist nur das in einen Gedanken verwandelte Gefühl aller Menschen in ähnlichen Fällen.

Unsere Gefühle kehren sich nicht an bürgerliche Einrichtungen, oder das zufällige Eigenthum. Sie setzen sich bey erster bester Gelegenheit wieder in den natürlichen Stand. Sie gehen dabey so weit; daß sie das Eigenthum auf fremde persönliche Vollkommenheiten erstrecken, sie mögen Seele oder Körper angehen, wenn ihnen nur solche zu ihrem Zweck dienlich sind.

Nun aber kömmt es weiter und hauptsächlich darauf an, ob wir nach angemaßten Eigenthum im Besitz derselben seyn, oder nicht, das ist, ob wir ein ungehindertes Vermögen haben, uns daran nach Wohlgefallen zu belustigen. Auf solche Art kann man im Besitze einer angenehmen Gegend, im Besitze des Meers, des gestirnten Himmels seyn, ohne daß sie einem zugehören. Das Vergnügen kann in diesem Fall durch niemand gestört wer-

den. Die Natur hat schon Vorsehung gethan, daß sie die besten Vergnügungen am wohlfeilsten gemacht hat, und mit dem Vermögen sie zu genießen am freygebigsten gewesen ist. Wenn der Mensch dieses ungehinderte Vermögen nicht hat, so entsteht ein Verlangen, die Hindernissen, so im Wege stehen, auf Seiten zu schaffen, um dadurch zu dem Besitz desselben zu gelangen. (y)

Solche Verlangen, die allzeit von einem heimlichen Wahne des Rechtes zu ihren Gegenständen begleitet werden, sind nichts anders als Anwendungen des Harmoniegesetzes auf besondere Gegenstände. Der Mensch glaubt immer, daß er vermöge seiner ursprünglichen Anlag schon befugt sey, alle seine Begierden zu erfüllen. Deswegen werden sie oft um so mehr angefeuert, wie mehr hindernisse im Wege stehen. Diese Hindernissen kommen entweder von der natürlichen Einschränkung unserer Kräfte her, oder von der bürgerlichen Einrichtung der Gesell-

(y) Hieraus wird sich leicht einsehen lassen, in wie weit gewisse Gemüthsbewegungen intereßirt seyen. Man wirft in Ansehung derselben noch andere Fragen auf, ob z. E. alle Neigungen des Menschen aus der Selbstliebe entspringen, in welchem Falle man sie gleichfalls für intereßirt hält. Lauter Dinge, die den ganz einfachen Plan der Natur verwirren, und zuletzt auf Wortstreite hinaus lauffen. Vollkommenheit gefällt, wir mögen sie in oder außer uns, wahrnehmen. Alles Gefallen suchen wir zu verlängern und zu erhalten, wir sind also auch auf die Erhaltung der Ursache davon bedacht. Daher entsteht das Wohlwollen gegen vollkommene Objekten, und das Bestreben um ihre Erhaltung. In diesen wenigen Sätzen liegt die ganze Einrichtung unserer Natur.

Gesellschaften, oder aber steht uns die Willkühr einer Person entgegen von deren freyen Willen der Genuß abhängt.

Wenn es wahrscheinlich wird, daß diese Hindernisse gehoben werden; so entsteht die Hoffnung, oder jene Erhöhung des Selbstgefühls durch eine fremde Vollkommenheit, deren Besitz wir wahrscheinlicher weise erlangen werden. Nachdem die Güter oder Vollkommenheiten verschieden sind, nachdem wir ihnen einen verschiedenen Werth beylegen, wird auch das Selbstgefühl mehr oder weniger dadurch erhöht. Bey einigen hat die Modification des Selbstgefühls, welche dadurch entsteht, mehr edles, bey anderen mehr köstliches, bey anderen mehr Wohllust, bey anderen ist sie reiner. Wir haben schon bemerkt, daß solche Vollkommenheiten als ein Eigenthum angesehen werden; sie erhöhen also das Selbstgefühl eben so, als wirklich Gegenwärtige, ja noch mehr, weil sie meistens von der Einbildungskraft ohne Unvollkommenheiten vorgestellt werden, welche wir doch allzeit bey dem Genuße der gegenwärtigen fühlen.

Da die Wahrscheinlichkeit sehr verschiedene Stufen hat, nach welchen sie zu oder abnehmen kann; so muß auch in eben dem Verhältniße das Selbstgefühl steigen oder sinken. Wenn es sinkt, so wird es nach dem Maaß, als die Wahrscheinlichkeit abnimmt, mit jener Unlust vermischt, welche wir die

Furcht

Furcht nennen, welche wieder abnimmt, so wie die Wahrscheinlichkeit auf der anderen Seite steigt. So lang aber noch keine Gewißheit da ist, mischt sich allzeit etwas von dieser Unlust in das Selbstgefühl, welche ganz aufhört, wenn die Wahrscheinlichkeit in Gewißheit übergeht.

Wenn wir hoffen, daß uns eine Person aus eigener Willkühr den Genuß gewisser Vollkommenheiten überlassen wird; so gesellt sich zur Hoffnung jene sonderbare Modification des Selbstgefühls, die wir Liebe nennen. Von den Vollkommenheiten geht allzeit eine Kraft zu den Mitteln über ein ähnliches Wohlgefallen und Vergnügen zu erwecken, als die Vollkommenheit selber erweckt. Wenn eine Person das Mittel ist, muß das Vergnügen stärker werden, wegen ihren übrigen Vollkommenheiten, die in diesem Falle zugleich auf das Selbstgefühl wirken, am stärksten aber, wenn die Person Mittel und Objekt zugleich ist, wie bey der Liebe. Wie größer diese Vollkommenheiten sind, desto größer muß auch das Verlangen nach dem Besitz seyn, und desto größer die Erhöhung des Selbstgefühls. Wenn Verstand, Herz und Sinnlichkeit zugleich dadurch gewinnen, so muß auch das Selbstgefühl am höchsten steigen, besonders, wenn sich die Hoffnung des Besitzes dazu gesellt, daher ist kein Wunder, daß der Liebende mehr die Vollkommenheiten seines geliebten Gegenstandes, als seine eigene fühlt.

Die Liebe erhöht sowohl an sich, als in den Folgen das Selbstgefühl. Niemand liebt, der sich nicht selbst liebenswürdig zu seyn glaubt, und wenn er es nicht ist, so wird er sich alle Mühe geben, um sich liebenswürdig zu machen, damit er der geliebten Person gefalle, wenn solche anders an sich wahrhaft liebenswürdig ist. Die Liebe ist auch niemal ohne Wohlthätigkeit und Großmuth, welche den stärksten Einfluß auf das Selbstgefühl haben; indem sie eigentlich das Edle der menschlichen Handlungen ausmachen. Selten werden solche Opfer gebracht, als die Liebe gewohnt ist zu thun.

Wenn Gegenliebe und Freundschaft dazu kömmt, so ist die Wirkung um so stärker. Worte und Handlungen, so lang sie allein stehen, können uns betriegen; wenn sie aber mit Empfindungen verbunden sind, haben wir sichere Gewährleistung der Aufrichtigkeit. Wir wissen gar zu wohl, daß wahre Vollkommenheit, wenn sie in uns anzutreffen ist, auf das Herz wirken muß, und je stärker die Wirkung ist, desto größer auch die Vollkommenheit entweder an sich, oder wenigstens in der Einbildung des anderen seyn muß. Hierin besteht das schmeichelhafte der Gegenliebe, und überhaupt entsteht hieraus das allgemeine Verlangen aller Menschen, daß andre mit ihnen sympathisiren sollen.

Die Vollkommenheit der liebenden Person trägt auch dadurch zu Erhöhung des Selbstgefühls vieles bey, daß die Liebe meistens nach der Aehnlichkeit fortgeht; wie größer also unser Begriff ist von den Vollkommenheiten der Person, die uns liebt, desto mehr gewinnen wir selber dabey. Daher kein Wunder, daß die Einbildungskraft allzeit gern zugiebt, wenn das Verdienst desjenigen zu bestimmen ist, von welchem wir geliebt werden.

Hier haben wir die Liebe in ihrer strengsten Bedeutung betrachtet. Es giebt noch andere Modificationen des **Selbstgefühls**, die viel ähnliches mit dieser haben, denen wir deswegen den Namen der Liebe beylegen. So giebt es eine allgemeine Liebe, welche sich auf alles erstreckt, wo Vollkommenheit anzutreffen ist. Wir haben Wohlgefallen an jeder Vollkommenheit. Dieses Wohlgefallen schließt schon ein Wohlwollen in sich. Jedes Vergnügen suchen wir andaurend zu machen, wir wünschen also auch die Fortdauer der Ursache.

Es giebt auch eine Liebe gegen diejenigen, von denen wir Wohlthaten empfangen haben. Die Erinnerung, daß eine Person das Mittel unserer Glückseligkeit gewesen ist, erweckt in uns fast die nämliche Empfindung wieder, die wir damals gehabt haben, als wir die Hoffnung dazu hatten; indem sie uns gleichsam in die vorige Zeiten zuruck versetzt, wenn auch itzt die Person keine Vollkommenheiten mehr an

sich hat, die wir als unser Eigenthum ansehen. Aber eben deswegen ist diese Liebe selten, und bey so vielen Menschen fast unmerklich; weil sie zuvor schon das gehoffte Gut als ein Eigenthum angesehen, und nach dessen Erhaltung noch immer in dem Wahne stehen, daß sie vermöge ihrer Vollkommenheiten Recht dazu gehabt haben. Diese Erinnerung ist auch nicht angenehm, und vortheilhaft für das Selbstgefühl; weil dem Menschen dadurch seine vorige Schwäche und Mängel wieder in das Gedächtniß gebracht werden, welches allzeit einigen Unlust erweckt.

Hingegen ist just aus den entgegen gesetzten Ursachen die Neigung der Wohlthäter, gegen jene, denen sie gutes erzeigt haben, stärker. Sie glauben nun doppeltes Recht zu haben, sich an den Vollkommenheiten der andern zu ergötzen, und sie als ihr Eigenthum anzusehen, weil sie die Urheber davon sind. Die Erinnerung der erzeigten Wohlthat ist ihnen auch angenehm; weil sie dadurch an eigene Kräfte und Großmuth erinnert werden. Sie stellen sich leicht die Vollkommenheiten größer vor, als sie sind, weil sie selber dabey gewinnen, und machen sich auch die stärkste Rechnung auf Gegenliebe. Daher entspringt die Neigung solchen noch ferner gutes zu thun, und jene Vollkommenheiten, die sie gleichsam als eigene ansehen, noch mehr zu beförderen. Gleichwie man den Baum, welchen man selbst

gepflanzt hat, auch begießt, und besser wartet, als alle die übrigen.

Neuntes Kapitel.

Von denen Gemüthsbewegungen, die aus Unvollkommenheiten, oder dem Verlust der Vollkommenheiten entstehen, als der Schaam, Furcht und der Reue insonderheit. Wirkung derselben auf das Selbstgefühl.

Das Selbstgefühl ist nicht immer gleich gestellt. Die Heiterkeit und Wonne, womit es umgeben ist, wird oft von einer schwarzen Wolke der Traurigkeit vertrieben, sie mag durch eigene, oder fremde Unvollkommenheit, in welchem Falle die Traurigkeit den Namen des Mitleidens bekömmt, entstehen. Doch so lang noch ein Gefühl unsers Selbst übrig ist, kann keine solche Traurigkeit bey uns Platz finden, die nicht wenigstens mit einigem Vergnügen vermischt wäre. Die Traurigkeit hat diese Eigenschaft, daß sie den Menschen um so tiefer in sich versenkt, die Freude hingegen, daß sie ihn außer sich treibt. Bey dieser Vertiefung wird er sich seines Daseyns sowohl als seiner noch übrig gebliebenen Vollkommenheiten um so stärker bewußt. Der Grund der Traurigkeit bey dem Menschen liegt allzeit in dem Harmoniegesetze, welches

seinen

seinem Gutdünken nach verletzt worden. (z) Seine Vollkommenheiten glaubt er, hätten ein ganz anderes Schicksal verdient. Niemal ist die Einbildungskraft geschäftiger, als in diesen Umständen. Hier scheint sich ihr eigenes und Lieblingsfeld zu öffnen. Nirgends kann sie ihre Vergrößerungen besser anbringen, ohne auch dem geringsten Argwohn des Betrugs. Sie findet Stoff genug, um den Menschen in jenes melancholische Vergnugen zu versetzen, welches ihm oft viel angenehmer ist, als reines Vergnügen. Bald berechnet sie das Verdienst, und die Vollkommenheiten, die sich einer Seits befinden, bald wirft sie sich auf den itzigen

(z) Man sieht mit Vergnügen seinen Feind leiden, weil man in diesem Leiden keine Disharmonie findet, sondern vielmehr glaubt, solches sey seinem Verdienste angemessen. Durch den nämlichen Gedanken kann der Mensch sich sein eigenes Leiden sehr erleichtern. Wir können daher als eine Regel annehmen, daß nur jene Gemüthsbewegungen mit Unlust vermischt seyen, die aus Bemerkung der Disharmonie entstehen, wenn sie an einem solchen Ort angebracht ist, wo wir glauben, daß von Rechtswegen Harmonie und Uebereinstimmung Statt haben müsse. Der Zorn und Haß haben mehr Lust als Unlust in sich, obschon sie auf Zernichtung fremder Vollkommenheit, und Zerstörung der Harmonie abzielen; weil der Zornige glaubt, daß Vollkommenheit bey seinem Feinde am unrechten Ort stehe, und durch diese Zerstörung vielmehr die Harmonie im ganzen befördert werde. Wenn seine Kräfte nicht hinreichen, dieses ins Werk zu setzen, wächst der Unlust, weil das Gefühl der Disharmonie wieder das Herrschende wird. Eben dieß ist auch der Fall, wo fremde Unvollkommenheit uns gefällt, wenn nämlich eigene Vollkommenheit dadurch befördert wird; weil alsdenn die Harmonie im ganzen wächst; indem wir uns allzeit als einen viel wichtigern Theil des ganzen ansehen, als alles übrige.

Zustand, bedeckt die gute Seite, und malt die schlimme mit noch mehr düsteren Farben aus. Sie kehrt, wie es ihr gefällt, von dem einem zu dem anderen, um bald dem Vergnügen, bald dem Mißvergnügen das Uebergewicht zu verschaffen, und eines durch das andere zu erheben. Der Stand der puren Zufriedenheit ist ihr viel zu einfach, um sich zu Genüge damit zu beschäftigen, oder ihre ganze Herrschaft über das menschliche Herz auszuüben. Sie weiß dabey so künstlich zu verfahren, daß der Mensch keinen anderen als diesen Zustand verlangt. Es würde oft Grausamkeit seyn, seiner Aufmerksamkeit eine andere Richtung, als auf ihn selber geben zu wollen.

Nicht nur allein das Vergnügen so er mitten in diesem Mißvergnügen empfindet, sondern auch die erstaunliche Kraft der Harmonie heftet ihn an diesen Zustand. Er wünscht zwar, daß die Ursache des Schmerzens gehoben wäre; so lang aber diese vorhanden ist, will er keine andere als derselben angemessene Empfindungen haben; weil es gegen die Ordnung der Dinge wäre, bey traurigen Gegenständen angenehme Empfindungen zu haben. Kurz, er will eher Harmonisch unglücklich, als Unharmonisch glücklich seyn. Er entsaget gleichsam zu Gunsten der Harmonie seinem Recht, das er sonsten zu haben glaubt, nichts als angenehme Empfindungen zu haben.

Wie kömmt es aber, dörfte man sagen, daß sich manche aus Unmuth und Traurigkeit das Leben nehmen, wenn doch diese einiger maßen freywillig, und angenehm ist. Es scheint vielmehr, daß wie mehr der Kontrast der übrigen Umstände mit den Vollkommenheiten wächst, diese allzeit stärker müssen gefühlt werden, und dadurch auch in dem nämlichen Verhältnisse das Vergnügen wachsen müsse, als die Traurigkeit vermehrt wird. Eine wunderliche Erscheinung! daß sie den Unmuth nicht wollen fahren lassen, und dennoch nicht leben wollen, das ist, daß sie davon wollen befreyt seyn.

Hauptsächlich scheint es darauf anzukommen; in was für einer Verbindung die Ursache der Traurigkeit mit dem Selbst eines Menschen stehe. Wenn Vollkommenheiten sind verlohren gangen, welche den wichtigsten Theil desselben ausmachten, so ist kein Wunder, daß das Mißvergnügen nach und nach die beständige Oberhand über das Vergnügen gewinne; weil das letzte Hülfsmittel, zu welchen der Mensch noch seine Zuflucht nehmen konnte, demselben benommen ist. So lang seinen ersten Vollkommenheiten kein Abbruch geschehen ist, kann er noch allzeit bey widrigen Umständen sich hinter dieselbe als eine Schutzwehr stellen, und jenes mit dem würdigen Graf Teßin, als ihm seine Pension genommen wurde, dem Cicero nachsagen: Sie haben mir das **Meinige**, nicht

mich selbst genommen. (a) Sind aber diese verlohren, so ist sich der Mensch nicht mehr, was er zuvor gewesen ist. Ein Cato ist sich nicht mehr Cato, wenn er sich nicht als einen freyen Mann denken kann. Man thue ihm sonst alles, was man will, er wird sich noch mit dem Gedanken wissen aufzurichten; daß er ein freyer Römer, daß er Cato ist.

Bey dem Verlust der Gesundheit, obschon diese ein so edles Gut ist, wird man doch den Menschen nicht in so übermäßige Traurigkeit verfallen sehen, noch weniger, daß er sich selber Hand anlege; weil die Gesundheit niemal einen Theil seines Selbst ausgemacht hat. Er ist viel zu sehr daran gewohnt, und das Gut ist ihm mit zu vielen anderen gemein, als daß er sich etwas besonderes darauf heraus nehmen sollte, oder daß es einen wichtigen Theil seines Selbst ausmachen sollte.

Und vielleicht, wenn wir die Sache recht genau erwegen, finden wir, daß die Traurigkeit allein wegen dem Verlust einer Vollkommenheit, wenn nicht andere düstere Leidenschaften sich daran anschliessen, oder eine üble Beschaffenheit des Körpers dazu kömmt, den Menschen niemal dahin bringt, sich selber das Leben zu nehmen. Die Vollkommenheit, wenn sie auch von uns weicht, kann doch noch immer einiges Vergnügen, so wie die untergehende Sonne ihre Strahlen, auf die Seele zurück werfen.

(a) Mea non me ipsum ademerunt.

werfen. Der Haß gegen den Cäsar, der Neid wegen seinem Glücke, die Schand wegen übel genommenen Maasregeln können wohl eben so viel zu dem Tod eines Cato beygetragen haben, als Großmuth, und Verlust der Freyheit. Es sind gewiß die zärtlichsten Gemüther nicht, die so gewaltsame Entschliessungen ergreiffen. Wenn sie sich auch zu tod weinen, so kömmt solches vielmehr von dem zerrütteten Zustand des Körpers, der durch lang anhaltende Traurigkeit verursachet wird.

Dieser Unlust, so sich oft in das Selbstgefühl mischt, ist der verschiedensten Modificationen fähig, nach deren Verschiedenheit auch das Selbstgefühl eine verschiedene Richtung bekömmt. Die empfindlichste Seite desselben ist meistens die Ehre, und der Theil des Anspruchs, den wir auf fremde Hochschätzung machen. Alles was uns Verachtung zuziehen kann, erweckt das verdrüßigste Gefühl, und schlägt das Selbstgefühl am meisten nieder. Der das Unglück gehabt hat zu fallen, wird sich allzeit zuerst umsehen, ob ihn niemand gesehen, ehe er an das Aufstehen, oder seinen Schaden denkt. Alles was eine Unschicklichkeit zeigt, jede auch nicht willkührige Unvollkommenheit, wenn sie Verachtung zuzieht, oder noch mehr, wenn sie kann lächerlich gemacht werden, sind uns unerträglich. Deswegen ist die Schaam, oder jener Unlust, so sich in das Selbstgefühl mischt, wenn wir Verlust

unserer Ehre besorgen, der allerwidrigste. So sehr sich auch sonsten unsere Gefühle rechtfertigen, so wenig wissen wir mit diesem auszukommen. Wenn wir sie vollends nicht verbergen können, so sind wir in der schlimmsten Lage, in der wir seyn können. Wir nehmen es selber nicht anders auf, als ein abgedrungenes Bekenntniß unserer Schwäche und Unvollkommenheit. Auch große Männer söhnen sich manchmal eher aus mit großen Lastern, die noch einen Schimmer der Größe an sich haben, als mit geringen ins Aug fallenden körperlichen Unvollkommenheiten. Bey allem dem aber ist doch noch immer die Schaam, wenn sie zur rechten Zeit entsteht, ein Zeichen eines guten, rechtschaffenen ja oft eines edlen Herzens, und anderer Seits ist uns nichts unerträglicher, als die Unverschämtheit. Wir sehen sie als die letzte Stufe eines verderbten Herzens, und der Boßheit an, wenn wir auch zur nämlichen Zeit der Schaam nicht hold sind. Dieser einzige Zug wäre schon genug uns den Caligula als ein Ungeheuer zu malen; daß er die **Unverschämtheit** als die beste Eigenschaft seines Karakters angesehen hat.

Zunächst an die Schaame gränzet die **Furcht**, oder jener Unlust, welcher sich in das **Selbstgefühl** mischt, wenn wir ein zukünftiges Uebel besorgen; weil sie nebst dem unangenehmen Gefühle, so das Uebel an sich erweckt, noch das Gefühl der Schwäche, oder der Unzuläng-

lichkeit

lichkeit der eigenen Kräfte voraus setzt, dasselbe abzuwenden, welches wir noch in der Folge sehen werden, wie verdrüßig es sey. Neid, oder jener Unlust, so sich in das Selbstgefühl mischt bey der Vorstellung fremder Vollkommenheit, die wir selber gern haben möchten, hat etwas widriges, doch nicht so stark als die Furcht, weil der Anspruch, den wir auf das fremde Gut machen, sich auf das Gefühl eigener Vollkommenheit stützet; zugleich aber etwas widriges und kleines, weil er dem anderen Ueberlegenheit zugesteht, und größere Vollkommenheit, an deren Stelle wenigstens genug Großmuth, derselben entbehren zu können, sich finden sollte, und endlich weil er ein unnatürliches Gefühl ist, da Vollkommenheit von Rechtswegen vielmehr Vergnügen erregen muß.

Bey der Reue oder jenem Unlust, der sich in das Selbstgefühl mischt, wenn wir erkennen, daß wir uns oder andere aus eigener Schuld unvollkommener gemacht haben, kömmt es darauf an, wie groß der Verlust sey, oder das Uebel, so wir uns oder anderen zugezogen haben, oder wie groß itzt die Liebe zur Tugend, oder dem entgegen stehenden Gut bey uns sey. Wenn diese auf eine gewisse Höhe gestiegen ist, so kann uns eine begangene Niederträchtigkeit äußerst betrüben, so lang wir noch keinen Ersatz durch tugendhafte Handlung gemacht, und auf dieser Seite dem Selbstgefühl wieder aufgeholfen haben. Es

Es giebt zwar noch andere, welche nicht das niedrige, noch auch das unangenehme scheinen an sich zu haben, wie die vorigen, als z. E. der Zorn und Haß, weil sie ein gewisses Gefühl der Kräfte, wodurch man Rache ausüben will, voraus setzen, welches mit dem Gefühl der Stärke scheint vergesellschaftet zu seyn; allein hierin ist doch Schwäche, wenn der Mensch seine Gemüthsruhe von den Affekten eines dritten, oder gar von dem Zufall, und den Veränderungen lebloser Dinge abhangen läßt. Es zeigt gewiß mehr wahre Größe, wenn er bey allen Zufällen entweder eine Gleichheit des Gemüths beybehält, und nur von sich abhängt; oder doch seine Gemüthsbewegungen allzeit unter der Herrschaft der Vernunft behält, die der Zorn fast allzeit mißkennt; oder aber nach empfangener Beleidigung die Unbild gern vergiebt, und die Hand leicht zur Versöhnung bietet.

Zehentes Kapitel.

Von der Sympathie, oder denen Gemüthsbewegungen, welche aus fremden Vollkommenheiten, und Unvollkommenheiten entstehen.

Wir können die weisesten Absichten, und Vorkehrungen des Urhebers der Natur nicht genug bewundern; daß er den Menschen empfindsam gegen seine Mitgeschöpfe gemacht

gemacht hat. Dieser würde sonst in sich concentrirt, von der übrigen Welt abgesondert, nur sich lieben, nur für sich sorgen, für sich bauen und pflanzen. Dadurch aber, daß sein Herz auch durch fremde Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in Bewegung gesetzt wird, tritt er in Gesellschaft mit allen seinen Reisgefährten, sie mögen einen Raum oder Erdstrich bevölkern, als sie wollen, welche nach Verschiedenheit des Verhältnisses, wo in er mit ihnen steht, bald weiter bald enger ist. Er lebt in allen, und sie leben in ihm. Er empfindet in ihnen, und sie empfinden in ihm. Alle in verschiedenen Dingen zerstreute Vollkommenheiten sind sein, und die seinigen gehören allen anderen. Wenn er zu Haus zu arm ist, so findet er außer ihm Vollkommenheiten genug, um daran Vergnügen zu schöpfen. Er kann Theil nehmen an allem dem, was andere empfinden, wenn er nur will, ja er ist einiger maßen genöthigt Theil daran zu nehmen. Die fremden Empfindungen gehen gleichsam von sich selber in sein Herz über.

Wir nennen die Beschaffenheit der menschlichen Herzen, vermög der eines die Empfindungen des anderen annimmt, die Sympathie. Diese so nahe Verwandschaft derselben unter sich, und die Macht, so sie gegen einander ausüben, ohne doch eine wechselweise Oberherrschaft zu erkennen, ist eines der größten Geheimnissen der Natur. Sie, die sonst gar keine

Beseh-

Befehle erkennen, die sich nicht einmal von der eigenen Vernunft des Menschen, dem sie zugehören, despotisch beherrschen lassen, gehorchen einander auch ungeheissen unter sich.

Der Keim der Sympathie steckt zwar ordentlicher weise in der Vorstellung der Ursache der fremden Empfindungen. Gleichwie sich aber Gewächse auch durch andere Wege, manchmal sogar durch die Blätter fortpflanzen, so können sich auch die Empfindungen blos durch dasjenige, was sich davon außen zeigt in dem Gesichte, in den Geberden, in der Stimme, welches gleichsam die Blätter davon sind, auf andre fortpflanzen. Dieser erste Eindruck aber ist nur mechanisch, und vielmehr in dem Bau des Körpers, als in der Natur der Seele gegründet. Denn so wie zwo gleich gestimmte Saiten ihren Ton von sich geben, wenn auch nur die eine bewegt wird, so verhält es sich mit unsern Körpern. Sie sind Maschinen, an welchen viel mehr Kunst und Uebereinstimmung angebracht ist, als an allen möglichen Saiteninstrumenten.

Die Seele aber wird sogleich nach diesem ersten Eindruck begierig den ganzen Zustand des Leidenden anschauend zu denken. Sie forscht daher nach der Ursache, und alsdenn entsteht eigentlich die Sympathie im engen Verstand, das ist ein demjenigen ähnliches Leiden, so der andere fühlt, der den Eindruck auf uns macht. Wir tretten an dessen Stelle, wir unterschei-

den uns kaum von ihm, es ist uns, als wenn wir selbst der Leidende wären. Weil es keine Wirkung ohne Ursache giebt, so können wir nicht einmal seinen Zustand anschauend denken, wenn wir uns nicht in die nämlichen Umstände versetzen, und die Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit, woraus die Empfindung entsteht, ansehen, als wenn sie uns unmittelbar angienge. Die Neugierd hilft noch ungemein viel dazu, daß wir uns sogleich an die Stelle des andern setzen. Man möchte gern alles wissen, von allem Vorstellungen haben; wir folgen daher den fremden Empfindungen auch mitten durch Angst, Kummer und Beklemmung. Dieß alles aber geschieht mit einer solchen Geschwindigkeit, daß wir uns dessen nicht deutlich bewußt werden, was in uns vorgeht. Die Seele sträubt sich zwar Anfangs unangenehme Eindrücke aufzunehmen, allein nur so lang, als fremdes Uebel nicht gewiß ist, so bald dieses entschieden ist, alsdenn giebt sie sich von selbsten.

Alles dasjenige, was uns hilft den Zustand des Leidenden anschauend zu denken, vermehrt auch die Sympathie. Die Zeichen der fremden Empfindungen müssen daher natürlich seyn. Die Sympathie ist eine Tochter der Natur, und nur ihre Stimme hört sie. Nur ihre Sprache wird sich allzeit behaupten, und nicht nur allein die Sinne füllen, sondern auch bis in das Herz dringen, da die

künstliche wenn sie nicht von der ihrigen unterstützt ist, nichts als leere Töne, oder Zeichen hervor bringt.

Es haben auch die bildenden Künste hierin Wunder geleistet, allein nur in so weit, als sie die große Lehrmeisterin die Natur haben wissen nachzuahmen. Wenn Kunst so zu sagen Natur geworden ist, alsdann darf sie auch die nämlichen Ansprüche als die Natur machen; hingegen was affektirt ist, wird just das Gegentheil, das ist, Widerwillen und Antipathie erregen. Die Natur empört sich, wenn sie wahrnimmt, daß man sich ihrer schäme, und jene Unheilige, so sich unterstehen, sie nachzuahmen, ohne in ihre Geheimnisse eingeleitet zu seyn, bezahlt sie mit Verachtung. Wie lebhafter und ausdruckender die Zeichen sind, wodurch sich die innere Empfindung offenbaret, desto stärker ist auch der Eindruck auf andere, welcher bey empfindsamen Herzen so stark werden kann, daß sogar die Werkzeuge, wodurch sie fremde Empfindung wahrnehmen, aufhören ihr Amt zu verrichten, und das eigene Bewustseyn mit Zernichtung bedroht wird. Dem Wilden, der blos an diese Zeichen gewöhnt ist, sind sie verständlicher, und er kann von dieser Seite zur Sympathie aufgelegter seyn, als andere. Hieraus ergiebt sich ohnehin auch, wie eine Beschreibung, wodurch Sympathie soll erregt werden, müsse beschaffen seyn.

Die natürliche Anlage zur Empfindsamkeit ist schon sehr verschieden bey den Menschen. Ein einziger Gesichtszug, eine geringe Veränderung an dem Seelenvollen Auge, ist genug ein zärtliches Herz in Bewegung zu setzen, und oft um so mehr, wie mehr sich der andere Gewalt anthut, nichts merken zu lassen. Es sieht und fühlt, ohne sehen und fühlen zu wollen. Es hat sichere Ahndungen auch so gar in Ansehung des zukünftigen. Es findet in sich selbst voraus den Eindruck, den eine Sache auf ein anderes Herz machen kann.

Die Sympathie kann dabey ungemein verstärkt werden durch das Imaginationsgesetz. Wenn man schon in den nämlichen Umständen gewesen ist, so werden sie bald wieder in das Gedächtniß kommen, und die vorige Empfindung zum Theil erreget werden, welche uns sogleich in den Stand setzt, den Zustand des Leidenden anschauend zu denken. Eine Dido, die ihr Vaterland gleichfalls mit dem Rücken hat ansehen müssen, wird weit mehr Empfindung bey der Erzählung des Aeneas haben, als andere, die niemal in den nämlichen Umständen gewesen sind. Die Möglichkeit in eben die Umstände versetzt zu werden, bringt oft diese Wirkung hervor. Diese Möglichkeit, die sich bey den Menschen durch ein heimliches Bewußtseyn äußert, vermehrt sogleich das sympathetische Gefühl. Er empfindet eigenes und fremdes Unglück zugleich. Daher wird auch der Poet allzeit mehr rüh-

Bayerische Staatsbibliothek München

ren, wenn er seinen Helden in solche Umstände versetzt, in welche seine Zuschauer gleichfalls können versetzt werden.

Es trägt auch sehr viel bey zu Vergröserung oder Verminderung des sympathetischen Gefühls die besondere Lage, in der wir uns in Ansehung des Leidenden befinden. Wenn wir zuvor eine Neigung gegen ihn gehabt haben, so wird sogleich auch das Gefühl seiner Vollkommenheiten, die diese Neigung gestiftet haben, rege werden, welches das sympathetische Gefühl ungemein verstärken muß. Wie höher wir den Werth dieser Vollkommenheiten ansetzen, desto mehr müssen uns die itzigen Umstände schmerzen. Oft fühlen wir mehr als der Freund selber. Die geschäftige Einbildungskraft stellt das Uebel größer vor als es ist, und wir kennen die Hülfsmittel nicht, die der Freund bereits ergriffen hat.

Hingegen wird es auch gemindert, wenn wir jemand leiden sehen, von dem wir glauben, daß er nichts bessers verdienet habe, oder dem wir wohl selbst Böses entweder gewünscht, oder gar die Ursache davon gewesen sind. Ein Ludwig XIII. zieht die Uhr, da sich die Stunde nähert, wo sein ehemaliger Freund Cinqmars soll hingerichtet werden. **Nun glaube ich,** sagt er, **wird** *cher Ami*, so hatte er sonst die Gewohnheit ihn zu nennen, **eine traurige Mine machen.** Caligula aber ruft gar noch dem Henker zu: **Mache, daß er den Tod fühle.**

Bayerische Staatsbibliothek München

fühle. (b) Bloß der Gedanke, daß das Leiden dem Verdienste des Leidenden angemessen, und dadurch die Harmonie im ganzen befördert werde, kann die Sympathie ersticken.

Das Nachdenken dabey, kann es mindern oder mehren, je nachdem es sich auf eine Seite lenkt. Die Erinnerung, daß durch unsere Betrübniß dem Leidenden nicht geholfen wird, oder an andere Gründe, die wir bey eigenem Leiden zu unserm Trost brauchen, können es schwächen. Hingegen andere können es mehren. Einer der ohnehin schon mißvergnügt ist, kann Anlaß nehmen, alles mögliche Uebel, so ihm bekannt ist, sich dabey vorzustellen, und über das allgemeine Schicksal der Menschen sowohl, als die Einrichtung der Welt böse werden.

Endlich können Gewohnheit, und zu oft vorkommende Fälle aus dem zärtlichsten Herzen das unempfindlichste, Leidenschaften aus dem besten ein Tygerherz, zu sehr vervielfältigte Bedürfnissen aus der **besten Welt** just das machen, was die **unsere** ist.

Ist ein empfindsames Herz Glück, oder Unglück, läßt sich noch fragen? Wenn in der Welt nur Glückliche und Tugendhafte wären, so könnte nichts über die Glückseligkeit eines empfindsamen Herzens gehen. Durch das Gefühl fremder Vollkommenheit wird allzeit das Gefühl der eigenen gehoben, wie wir schon

(b) Ita feri, ut se mori sentiat. Suet.

gesehen. Ein jeder wäre in diesem Fall dem anderen ein anderes Selbst, an dem er eben so viel Wohlgefallen, als dem eigenen haben könnte.

Auch das Mitleiden, oder das sympathetische Gefühl des fremden Leiden ist nicht ohne gute Folgen für das Selbstgefühl. Es hat ähnliche Wirkung auf dasselbe, als das Mitleiden mit sich selbst, oder die Traurigkeit hat. Es ist allzeit mit einigen Vergnügen vermischt, welches aus dem Gefühle der Vollkommenheiten des leidenden Gegenstandes entsteht, welche oft durch das Unglück mehr Glanz bekommen. Wenn es möglich wäre, einem Dinge alle Vollkommenheit abzusprechen, so müßte auch alles Mitleiden aufhören, und vielmehr ein Vergnügen an seinem Leiden entstehen. Es wäre daher oft eben so grausam einem das Bild seines Freundes, über dessen Unglück er betrübt ist, mit Gewalt aus dem Gemüth reissen wollen, als es ist, wenn man einem die traurige Wonne mißgönnt, die er bey dem Nachdenken über sein eigenes Unglück empfindet.

Das Mitleiden hat auch allzeit etwas edles an sich. Der Mensch fühlt, daß sein Herz in der rechten Lage ist, daß es dem Winke der Natur folgt, welche diesem Gefühl die Erhaltung ihrer Werke meistens hat anvertrauen wollen. Es wäre ihr wohl übel gerathen, wenn durch die frostigen und langsamen Vernunftschlüße der Wille in allen Fäl-

len zur Hülfe und Rettung eines Leidenden müßte bestimmt werden.

Das schlimmste was demselben begegnen kann, ist, daß es oft geäffet und hintergangen, oder durch Verstellung und Grimacen dahin gebracht wird; daß es dorten am meisten fühlt, wo diejenigen, die die Sache angeht, selber nichts fühlen; daß es Mitleiden hat mit Leuten, die keines mit sich haben, die den nämlichen Leichtsinn, wodurch sie unglücklich geworden sind, nun auch zur Schutzwehr gegen starke Empfindung haben, die die ihnen erzeigten Wohlthaten mißbrauchen, und in geheim über die hintergangene Güte lachen. Allein hier macht das Zeugniß des eigenen Gewissen den Ersatz. Wenn nur unsere Meynung rein ist gewesen, so finden wir in uns selber die Belohnung, welche wir von außen in sollen Fällen nicht zu hoffen haben.

Nichts aber erhöht das Selbstgefühl mehr als die Tochter der Sympathie, die Wohlthätigkeit. Sie vermischt dasselbe mit der edelsten und reinsten Lust, dessen der Mensch fähig ist. Wir werden die Ursachen an einem andern Ort entwickeln.

Aus dem bereits angeführten erhellt zur Genüge, warum der Mensch bey seinem widrigen Schicksal Sympathie und Mitleiden von anderen fordert. So wenig er auf alle Vollkommenheit Verzicht thun kann, so wenig kann er allem Mitleiden entsagen. Nichts

wäre unerträglicher, als der Gedanke, daß er allein leidet. Nero ist zuletzt in diesen Zustand gerathen, welcher das gemeine End ist der Tyrannen, und derjenigen, welche das Geheimniß gefunden haben, ihr Herz fühlloß gegen alles Elend ihrer Mitmenschen zu machen. Hergegen mit was für einem Gram, mit was für einer Verzweiflung ruft nun der von allen verlassene Tyrann aus: So habe ich denn weder Freund noch Feind? (c) Gewiß der erschrecklichste Zustand, durch welchen die Menschheit wieder einiger maßen gerochen wird.

Ganz anders verhält es sich mit den glücklichen Umständen. Indem durch sie das Selbstgefühl ohnehin gehoben wird, so hat man einer Stütze von außen nicht sehr vonnöthen. Wir wissen dabey, daß dadurch die vortheilhafte Meynung anderer von unsern Vollkommenheiten vielmehr gestärkt wird, und somit auch die Sympathie. Wir fürchten aber gerade das Gegentheil bey widrigen Umständen. Man sucht die Armuth so lang zu verheelen, als es immer möglich ist, weil man wenig Rechnung auf Sympathie machen kann, und dieses kann man nicht, weil die Menschen ihr Urtheil von Vollkommenheit und Unvollkommenheit zu viel an die äußerlichen Umstände gebunden haben. So lang der Mann nach seinem Vermögen geschätzt wird, muß der Arme jenes Labsal vermissen, wodurch ihn die Gesell-

(c) Ego ego nec amicum habeo nec inimicum? Sueton.

Gesellschaft wegen seines ungleichen Theils an der gemeinschaftlichen Glückseligkeit, entschädigen könnte. Jenes unselige Vorurtheil, daß der Arme just das habe seyn müssen, was er ist, erstickt vollends die Sympathie, wenn noch etwas davon übrig geblieben ist. Bey andern Unglücksfällen, wo wir auf Sympathie und Mitleiden sicher zählen können, sind wir nicht blöde, dieselbe zu offenbaren. Der Kranke erzählt jedem sein Leiden, der es anhören will. Der Soldat zeigt allen seine Wunden, die ihm der Feind versetzt hat.

Es muß nicht eben wirkliches Mitleiden seyn. Wenn man sich nur dessen gesichert halten kann, so fern das widrige Schicksal von einem sollte bekannt werden, so kann man sich beruhigen, weil hierin schon ein Zeugniß von unseren Vollkommenheiten liegt. Der große Mann ist oft mit seinem innern Bewußtseyn allein zufrieden, und sucht seinen Freunden die Zähren des Mitleidens, die ihre Augen ihm schon ankünden, zu ersparen. Sie bleiben alsdenn in der Ferne stehen, und bewundern in der Stille den Menschen, dessen Selbstgefühl von keinem Zufall abhängich sich allzeit gleich bleibt, und durch nichts kann geändert werden, als durch Dinge, über welche er sich einen Vorwurf zu machen hat. Gar zu vieles Klagen ist uns gehäßig, weil es Schwäche und den Abgang jenes Grades der Selbstgenugsamkeit voraussetzt, die wir glau-

ben von jedem fordern zu dörfen, der Anspruch auf unsere Achtung macht.

Eilftes Kapitel.

Von der Veränderlichkeit der Gemüthsbewegungen und ihrem Einfluß auf das Selbstgefühl.

Diese Modificationen des Selbstgefühls sind bald heftiger, bald schwächer. Wenn sie auf einem solchen Grad der Heftigkeit gestiegen sind, daß sie von einer merklichen Veränderung im Körper und Unruhe des Geistes begleitet werden, bekommen sie den Namen der Affekten. Sind sie so beschaffen, daß sie leicht in Affekten übergehen, werden sie Leidenschaften genennt.

Wer sollte sich einbilden, daß das itzt so ruhige Herz könnte in so heftige Bewegung versetzt werden. Die gewaltsamen Bewegungen, in welche die oft so ruhige Oberfläche des Meeres durch die heftigsten Stürme kann gebracht werden, scheinen nur Schattenbilder dagegen zu seyn. Es nährt in sich ein ihm selbst verborgenes Feuer, welches in die heftigsten Flammen ausbricht, auf die die Vernunft, nachdem sie erloschen sind, mit Entsetzen zurück sieht, und die Folgen oft noch bis in die spätesten Jahren bereut.

Und dennoch sind sie, wenn wir sie nur in den gehörigen Schranken wissen zu halten, ein wichtiges Geschenk für uns. Ohne sie würden wir in einer trägen Unthätigkeit dahin leben; und unsere Kräfte würden weder uns noch anderen nützlich seyn. Die Ruhe ist zwar der ordentliche Zustand des Menschen, diese kann aber weder erworben, weder erhalten werden, als durch Arbeit, wozu wir ohne Leidenschaften nur selten schreiten würden.

Eine sanfte Bewegung ist unseren Herzen noch immer angenehm. Das Meer ist zwar nie schöner, als wenn es in Ruhe ist, und nur die gelinden Westen die Oberfläche leicht bewegen, dennoch verträgt sich das Aug gern mit einem mäßigen Steigen und Fallen der Fluthen, welches durch eine etwas stärkere Luft verursacht wird, ja ohne diesen würde es in eine schädliche Fäule übergehen, und nicht im Stande seyn, durch die Schifffahrt dem Menschen jene Diensten zu leisten, als es wirklich thut. Wird aber die Bewegung so stark, daß die Schiffe nicht mehr durch die Kunst zu regieren sind, sondern den Winden Preiß gegeben, durch ihre Gewalt blos hingerissen werden, so hat auch der Anblick schon etwas widriges. Eben diese verschiedene Lage können wir bey unseren Herzen wahrnehmen, und eben diese Eindrücke machen sie auf das in sich schauende Seelenaug. Die von Selbstzufriedenheit begleitete Ruhe ist zwar sein ordentlicher Zustand,

dennoch aber hat das sanfte Steigen und Fallen, welches durch abwechslende Furcht und Hoffnung verursacht wird, allzeit etwas ergözendes, wenn nur die Bewegungen nicht so stark werden, daß sie sich von der Vernunft nicht mehr regieren lassen. Der Streit und Abwechslung solcher Bewegungen, wenn wir ihn auch in einem fremden Herzen wahrnehmen, hat unaussprechliche Reize für den Zuschauer; absonderlich wenn sich der Gedanke von Kräften und vom Siege dazu gesellt, und diejenige die Oberhand behält, der wir den Sieg entweder vorgesagt, oder gewünscht haben.

So sehr sie aber in den Stufen verschieden sind, so sehr ist es auch ihre innere Beschaffenheit. Die Schattirungen und Nuanzen alle zu bemerken, ist der menschliche Verstand viel zu blödsichtig, und die von den Menschen erfundenen Sprachen viel zu arm. Man hat nur die wichtigsten Absätze mit besonderen Namen bezeichnet, und über diese sich nicht vereinigen können; weil die Empfindungen eines Menschen nie den Empfindungen eines anderen vollkommen ähnlich sind, und keiner sicher bestimmen kann, bey welcher ein anderer die nämlichen Worte mit ihm braucht. Diese Abwechslung aber ist ungemein vortheilhaft für das Selbstgefühl, dadurch wird der Eckel und Ueberdruß vermieden, und durch Kontrast hebt eine die andere. Die angenehme Empfindungen würden lang nicht den Eindruck auf uns

machen, wenn es keine unangenehme gäbe, oder wenn man nicht zuvor öfters darauf warten müßte. Nichts sagt Cicero, kann den Leser mehr vergnügen, als die Abwechslungen der Zeiten und Glücksumstände. Die zweifelhaften und verschiedenen Zufälle eines grosen Mannes erwecken Verwunderung, Erwartung, Vergnügen, Unlust, Hoffnung und Furcht; und wenn sie zulezt einen merkwürdigen Ausgang nehmen, so wird das Gemüth mit der angenehmsten Lust, die es aus dem Lesen haben kann, erfüllt. (d) Dieß stimmt vollkommen mit der Erfahrung ein. Eins müssen wir nur dabey beobachten, daß Cicero dieser Held selber seyn wollte, welcher diese verschiedene Eindrücke auf andere zu machen wünschte. Zu diesem Ziel und Ende ersuchte er seinen Freund Lucilius, seine Geschichte zu beschreiben, von welcher er glaubte, daß sie zu allen diesen Bewegungen Stoff in sich enthielte. Wir haben uns hierüber eben nicht zu wundern, indem jeder Mensch in seinem Zirkel die nämlichen Absichten hat. So geneigt wir sind Eindrücke zu empfangen, so sind wir doch noch weit geneigter, solche mitzutheilen. Mit der nämlichen

(d) Nihil est enim aptius ad delectationem Lectoris, quam temporum varietates, fortunæque vicissitudines. —— At viri sæpe excellentis ancipites variique casus habent admirationem, exspectationem, lætitiam, molestiam, timorem, si vero exitu notabili concluduntur, expletur animus jucundissimæ lectionis voluptate. Cicero.

chen Zuversicht, als wir uns Vollkommenheit beylegen, fordern wir auch, daß fremde Herzen alles dasjenige nachempfinden sollen, was in dem unsern vorgeht. Grösere Vollkommenheit muß auch größere Wirkung hervor bringen. Dieß wissen und fühlen wir, derjenige erniedrigte sich also von selbsten, der durch fremde Vollkommenheiten und Ereignissen mehr gerührt würde, als er verlangt, daß andere von den seinigen gerührt werden.

Diese Wirkung und Gegenwirkung, die dazu gebrauchten Mittel, und die Folgen davon, die verschiedenen Arten, Gattungen und Gewächse von Helden, die nach und nach auf diesem großen Welttheater sich zeigen, wovon ein jeder das Publicum am meisten für sich einnehmen will, sind für den philosophischen Zuschauer das angenehmste Specktackel; absonderlich wenn man auch die Heldinnen mit einrechnet, deren Auftritte oft wunderlicher, unterhaltender, und entscheidender, als der ersten ihre sind.

Dritter Abschnitt.

Wirkung der Selbstthätigkeit auf das Selbstgefühl.

Erstes Kapitel.

Von dem Gebrauch der Kräfte überhaupt, und seiner Wirkung auf das Selbstgefühl.

Der Mensch ist nicht da, nur zu empfinden, oder einen müßigen Zuschauer über diese ganze Scene abzugeben, welche ihm vor den Augen liegt. Er muß selbst eine Rolle spielen. Wenn es ihn heimliche Naturstriebe nicht lehrten, so würde er es bald durch seine Bedürfnisse gewahr werden. Die Pflanze wächst ruhig an dem Ort, da sie gebohren ist. Die Natur hat schon für sie gesorgt, da sie ihr die Nahrung eben dort bereitet hat, wo sie zur Welt kömmt. Mit den Thieren verhält sich die Sache anders. Diese müssen für ihre Nahrung selbst

sor-

sorgen. Sie sind daher mit zweckmäßigen Kräften versehen, deren Gebrauch nicht nur allein ihren Bedürfnissen abhilft, sondern auch das Selbstgefühl am meisten erhebt, und die Hauptquelle ihrer Hoheit, ihres Stolzes, und ihrer Selbstzufriedenheit ausmacht.

So lang der Mensch noch keinen Gebrauch seiner Kräfte gemacht hat, ist das Selbstgefühl unbestimmt, unedel, schwach, und dunkel. Wenn er aber anfängt seine Kräfte zu gebrauchen, bekömmt es bald einen anderen Schwung. Der Mensch lernt sich erst kennen. Sein Selbst wird ihm auf der wichtigsten und edelsten Seite gezeigt, und wie er sich Stufenweis mehr kennen lernt, wird das Gefühl eigener Vollkommenheit mit einem neuen noch nie verkosteten Vergnügen vermischt.

Das Vermögen zu wirken ist an sich schon vortrefflicher, als das Vermögen zu empfinden; indem es allzeit mehr sagen will, Veränderungen in andern hervor bringen, als selbst verändert werden. Nebst diesem mischt sich bey den Empfindungen allzeit fremde Vollkommenheit mit in das Gefühl der eigenen. Hier aber fühlt er eigene im engsten Verstand. Die Kräfte, die sonst im Grunde der Seele verborgen lagen, und, so zu sagen, das innerste derselben wird ihm sichtbar. Bey den Empfindungen hängt der Mensch mehr von den Dingen ausser ihm ab, als von ihm selber; hingegen kömmt es bey dem Gebrauche seiner Kräfte, und der

Art desselben meistens auf eigene Bestimmung an. Die Sinne selbst sind einer geringen oder gar keiner Verbesserung fähig, seine Kräfte aber können allzeit an Vollkommenheit zunehmen. Wie mehr er sie braucht und anbauet, desto mehr eigene Vollkommenheit fühlt er, und viel edlere Vollkommenheit, als bey den Empfindungen, wo er von manchen Thieren sowohl an Lebhaftigkeit als Feinheit derselben übertroffen wird.

Durch jeden gerathenen Versuch steigt auch das Selbstgefühl. Und so wie der junge Adler, der das erstemal zum Fliegen von den Alten aufgefordert wird, noch zitternd und schüchtern sich der Luft überläßt, durch jeden selbst gewagten Schwung aber aufs neue angefrischt wird, und zuletzt mit einer edlen Kühnheit, und unverwandtem Auge der Sonne selbst entgegen eilt; oder der Löw, wenn ihn Anfangs der Hunger zum Raube ansport, zuerst noch ungewiß seine Klauen betrachtet, nachdem er sie aber an mächtigen Feinden versucht, und durch wiederholte Siege erfahren hat, daß er König der Thiere ist, alsdenn seine Hoheit und Größe fühlt, eben so fühlt erst nach und nach der Mensch, daß er Mensch ist, wenn er seine Kräfte durch mehrere Versuche erfahren hat.

Wir sehen hieraus, daß der Gebrauch der Kräfte an sich schon etwas ergötzendes und einen Einfluß auf das Selbstgefühl hat, auch

ohne

ohne alle Rucksicht auf die Bedürfnisse, die dadurch gehoben werden, oder den Nutzen, den man dadurch erlangt. Ein Kind spielt, scherzt, und springt seine Tage ruhig dahin, und läßt andere sorgen für das, was ihm nothwendig ist. Seine kleine Geschäftigkeit vergnügt es ohne alle Rucksicht auf Vortheil und Gewinn. Der Jäger wenn er glücklich gewesen ist, freut sich mehr über seine Geschicklichkeit, als über die gemachte Beute. Ein Tasso, wenn er auch in Armuth darben muß, würde doch um alle Güter und Reichthümer sein befreytes Jerusalem nicht dahin geben, obschon ihm die Welt noch keine Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen, und alsdenn erst Ehre und Nachruhm blüht, wo er ihm nichts mehr nutzen kann.

Hier aber kommen wir natürlicher weise auf einen wichtigen Scheidweg, wo sich das menschliche Geschlecht von einander söndert. Ein Theil bekümmert sich um nichts, als seine Bedürfnisse. Diese sind immer der letzte Beweggrund bey dem Gebrauche seiner Kräfte. Sie sorgen itzt schon für das Zukünftige. Sie machen sich einen Begriff von einem gewissen Wohlstand, und setzen dazu eine gewisse Summe angenehmer Empfindungen aus. Sie berechnen die dazu erforderlichen Mittel, und sinnen nun auf nichts, als ihr Vorhaben auszuführen, alsdenn aber wollen sie sich in die Ruhe

setzen,

setzen, das ist, ihres Selbst ohne Bekümmerniß und Sorge in einer ruhigen Zufriedenheit genießen.

Diese Ruhe sucht der Soldat unter tausend Unruhen, Beschwehrnissen und Gefahren; eben dieselbe sucht der Schiffmann, der Meere durchkreuzet, und Welte umschifft, oft aber nichts, als einen siechen Körper zurück bringt; dieselbe sucht der Künstler, der sich Freyheit und Bequemlichkeit raubt, und der Ackersmann, der seine Jugend mit unmäßiger Arbeit beschwehrt, um ihrer im Alter zu geniessen. Aber sie verrechnen sich meistens. Die Gewohnheit hat so viel Macht über den Menschen, daß er fast allzeit fortfährt dasjenige zu thun, was er sehr lang getrieben, obgleich die Absichten davon gänzlich wegfallen. Wenn er lange Zeit geglaubt hat, er müsse etwas thun, wird er fortfahren, dieses zu glauben. Selten weiß sich der Mensch in die neue Wendung seiner Gedanken, welche durch die Veränderung gewisser Umstände entsteht, zu schicken, oder das leere, das dadurch in seinem Gedanken Sisteme verursacht wird, zu ertragen, und durch neue Gedanken zu ersetzen.

Ein anderer Grund liegt auch darin. Wenn sie von jenen Gütern, die sie als Mittel zu ihrer vorgesetzten Ruhe zu gelangen, ansehen, auch noch so viel erworben haben, bleibt immer noch viel mehr übrig, das sie noch nicht besitzen. Weil sie nun die Erfahrung

bey einzelnen Fällen gelehrt hat, daß ihr Vergnügen allzeit gestiegen ist, wie diese Güter zugenommen haben, so glauben sie, daß sie noch vergnügter seyn würden, wenn sie noch mehr davon erhielten, eben dadurch aber werden sie mißvergnügt. Wenn vollends das Selbstgefühl damit intereßirt ist, so daß sie entweder nach diesen Gütern ihren eigenen inneren Werth berechnen, oder diesen zum Maasstab der ersteren annehmen, werden ihre Begierden ganz unersättlich, und ihre Unzufriedenheit dauert fort, so lang es Leute giebt, die mehr besitzen als sie.

Ein Theil der Menschen wird mehr zum Gebrauch der Kräfte bestimmt durch das angenehme, das diesen Gebrauch an sich begleitet. Da sie aus der Erfahrung wissen, daß das Selbstgefühl immer mehr gewinnt, wie mehr sich diese entwickeln, setzen sie sich ein gewisses Maas von Entwickelung und Gebrauch vor, wornach sie glauben, daß das Selbstgefühl den letzten Punkt seiner Höhe erreicht habe. Diesen sehen sie sich als einen Ruhepunkt aus, wohin, wenn sie werden gelangt seyn, sie ihres Selbst durch ein vergnügtes Anschauen geniessen wollen.

Allein auch diese irren sich gewaltig. Wenn sie auch alles gethan haben, was sie sich vorgenommen zu thun, sehen sie, daß noch eine unendliche Mannichfaltigkeit in Ansehung des Gebrauchs ihrer Kräfte möglich sey; und daher

her sind sie eben so mißvergnügt, als die ersten. Pyrrhus nimmt sich zwar vor mit seinen Freunden der Ruhe zu geniessen, nachdem er einen großen Theil der Welt wird erobert haben, allein, wenn ihm auch sein Vorhaben gelungen wäre, wurde er eben so wenig ruhig gewesen seyn, als zuvor. Cäsar will der erste Mann seines Vaterlandes, und Herr über seine Mitbürger seyn. Er wird es. Man sollte glauben, alle seine Wünsche wären erfüllt. Allein nun will er erst dem Mars einen Tempel bauen, desgleichen nirgendswo einer ist: Er will das größte Theater herstellen, das noch gesehen worden: Er will das bürgerliche Recht in Ordnung bringen, und aus der ungeheuren Menge der Gesetze das beste und nothwendigste in wenige Bücher zusammen tragen: Er will öffentliche Bibliotheken, sowohl griechische als lateinische, so groß sie immer seyn können, errichten, die pomtinischen Moräste austrocknen, den fucinischen See ablassen, Strassen von einem Meere zum anderen erbauen, den Isthmus durchgraben, die Dacier im Zaum halten, die Parther bekriegen, (e) und mitten in diesen Ge-

(e) Plura ac majora indies destinabat. Imprimis Martis templum, quantum nusquam esset extruere ... Theatrumque summæ magnitudinis... Jus civile ad certum modum redigere atque ex immensa diffusaque legum copia optima quæque & necessaria in paucissimos conferre libros: Bibliothecas Græcas & Latinas, quas maximas posset, publicare: Siccare Pomptinas paludes: emittere Fucinum

danken überrascht ihn der Todt. Talia agentem atque meditantem mors prævenit. Im kleinen ist jeder Mensch, was Cäsar im grossen war.

So lang noch etwas unversuchter Kräfte übrig ist, bleibt eine gewisse Unruhe in dem Menschen zurücke, es müßte denn seyn, daß er von einer Art Kräfte gar keine Begriffe, oder auch nur heimliche Ahndungen hätte. Der Wahn, daß er das vollkommenste unter den Dingen, die um ihn sind, muß nothwendiger weise in ihm ein Verlangen erwecken, sich ganz denken zu können, und seine Kräfte in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen. Meistens kömmt zwar auch noch ein heimliches Interesse dazu, wenn es auch scheint, daß wir zu dem Gebrauch unserer Kräfte bloß durch das Vergnügen bestimmt werden, welches mit demselben verbunden ist, mit diesem Unterschied aber, daß wenn sich die Seele mit ihren Beweggründen anschauend betrachtet, dieses gleichsam in dem Vordergrund liegt, das Interesse aber sich nur in der Ferne zeigt, und kaum bemerkt wird.

Sehr oft treibt ihn auch zu dem Gebrauch seiner Kräfte die Langeweile an. Wenn wir die Kette der Ursachen ganz zu übersehen im Stande wären, würden wir finden,

daß

cinum lacum: viam munire a mari supero per Apennini dorsum ad Tiberim usque: perfodere Isthmum: Dacos, qui se in Pontum & Thraciam effuderant, coërcere: mox Parthis inferre bellum, . . . Sueton.

daß die größten Ereignisse dieser Welt manchmal keinen anderen Grund gehabt haben, als die Langeweile eines einzigen Menschen. Diese allgemeine Plage, wodurch sich die Natur an dem verderbten Geschmack des nur nach gewaltsamen Empfindungen lüsternen gesellschaftlichen Menschen rächet, hat wenigstens diese gute Seite, daß sie denselben oft zur Beschäftigung antreibt.

Bey aller seiner Beschäftigung aber wird er dennoch niemal diesem Uebel ganz ausweichen können, weil es mitten aus derselben wieder hervor wächst. Wenn Horaz seinen Römern anräth, in dem Schoos der ländlichen Ruhe durch Schlaf und nichts thun das mit Sorgen überhäufte Stadtleben zu vergessen, so setzt er noch das Lesen der Bücher der Alten hinzu, (f) in deren Gesellschaft sich freylich viel Zeit auf die angenehmste Art zubringen läßt, Horaz war dabey Poet, und ein Poet der an Unsterblichkeit dachte, und dennoch fühlte er oft Langeweile. Wenn er auf dem Lande war, wollte er in der Stadt seyn, und wenn er in der Stadt war, wollte er auf dem Lande seyn. (g) Wie ihm sein Knecht

(f) O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit,
Nunc *veterum libris*, nunc somno & inertibus horis,
Ducere sollicitæ jucunda oblivia vitæ?
Sat. VI. L. II.

(g) Romæ rus optas, absentem rusticus urbem,
Tollis ad astra.
Sat. VII. L. II.

vorwirft. Der Philosoph Seneka beschreibt uns in seinem Buch de Tranquillitate animi die Langeweile so schön, daß es niemal hätte geschehen können, wenn sie nicht aus eigener Erfahrung gekannt hätte. Und benehmet selbst jenem heutigen Philosophen, der den gesellschaftlichen Menschen gern zu der trägen Unthätigkeit des Wilden herab setzen wollte, seine lieblings Beschäftigung das Denken, und noch dazu die angenehme Hoffnung, seine Grillen durch den Druck der Welt bekannt zu machen, er wird sich selbst unausstehlich, oder — ein Kräutersucher werden.

Zweytes Kapitel.

Von dem Gefühl der Stärke und seiner Wirkung auf das Selbstgefühl.

Aus den verschiedenen Versuchen eigener Kräfte zusammen genommen, sie mögen ihre Quelle haben wo sie wollen, entsteht jenes Gefühl der Stärke, welches dem Menschen so angenehm ist, daß wenn er den Vorzügen, worein er sich am liebsten einhüllt, Nahmen gäbe, der allerliebste davon den Nahmen der Stärke bekommen würde.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts bekräftiget uns dieses auf allen Blättern. Gleichwie Homer seine Helden redend einführet:

ret: Seyd Männer, so thaten es auch die Helden aller Zeiten und Nazionen, und jenen wurde allzeit der letzte Platz in der menschlichen Gesellschaft zu theil, in welchen keine Mannheit, kein Herz, keine Nerven anzutreffen. (h)

Es scheint dem Menschen schon eigen zu seyn, daß er eher alles, und nur gar zu oft eher Bosheit als Schwäche eingestehen wird. Diejenigen Handlungen sogar, woraus Schwäche hervorblickt, sind uns zuwider. Wir hassen die Verstellung, weil sie allzeit eine Folge der Schwäche ist. (i) Eine heimliche Feindschaft ist uns weit unerträglicher, als eine erklärte, weil in dem ersten Fall zu dem unangenehmen Gefühl, das diese Abneigung in uns erregt, noch jenes hinzu kömmt, welches die Schwäche in uns erzeugt. Alles kriechende Betragen ist uns gehäßig und verächtlich, weil wir jenem außerordentliche Schwäche zudenken, der sie entweder nicht verbergen kann, oder selber davon so überzeugt ist,

(h) Despiciunt autem eos & contemnunt, in quibus nihil virtutis, nihil animi, nihil nervorum putant.

Cicero de Offic.

(i) Hierdurch aber will ich die übrigen Ursachen nicht ausgeschlossen haben. Alle Disharmonie ist uns schon an sich unangenehm, noch mehr aber jene, wobey wir verlieren, und unsere erste Kraft der Verstand unvollkommener wird. Kein Anspruch ist bey uns größer, als daß man uns nicht in Irrthum bringe.

daß er sie nicht verbergen will. Ein edles Gemüth, das sich seiner Stärke bewußt ist, hält lieber Armuth und Kummer aus, als daß es ein besseres Glück durch Niederträchtigkeit erkaufen sollte.

Hingegen gefallen uns allzeit diejenigen, woraus Kräfte hervor blicken. **Ein Mensch, der Stärke genug hat, gegen das Unglück auszuhalten, ist für die Götter selber ein würdiges Schauspiel** sagt Seneca. (k) Und um wie viel mehr nicht für die Menschen, da sie ihrer eigenen dabey anschauend bewußt werden. Wie größer die Kräfte sind, desto größern Gefallen erregen sie, denn zum Glücke ist sich ein jeder, was die Kräfte angeht, Groß.

Da die Größe etwas ist, so sich auf andere Dinge bezieht, und nur durch Vergleich kann verstanden werden, so kann sich jeder leicht Größe zudenken, da keiner so schwach ist, der nicht noch schwächere in irgend einem Fache antreffen wird, der also nicht in gewisser Rucksicht groß sey. Denn eben darin hat dieses Wohlgefallen, das man an großen Kräften hat, etwas besonderes, daß alles sogleich und zwar auf eine lebhaftere Art, als durch andere Vollkommenheiten geschieht, bey

dem

(k) Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus. Ecce par Deo dignum vir fo tis cum mala fortuna compositus.

dem Zuschauer rege wird, was nur mit denselben einige Aehnlichkeit hat. (1)

Er wünscht, daß nur geschwind eine Gelegenheit da wäre, seine eigene Kräfte auf die nämliche Art zu zeigen. Er fürchtet es dürfte ihm nichts mehr zu thun übrig bleiben.

Alexander weint, wenn er von den Siegen seines Vaters reden hört. Bey dem Spiel macht der Zuschauer alle Handgriffe mit, die das Spiel erfordert. Bey einem Kampf oder Wettstreit alle Wendungen, die zum Angreifen oder Vertheidigen gehören, oder wodurch das Ziel leichter kann erreicht werden: und was noch mehr ist, er empfindet mit, was die Kämpfenden selber empfinden. Man kann so wohl von ihm, als diesen sagen

Exultantiaque haurit
Corda pavor pulsans, laudumque arrecta
Cupido. Virg.

(1) Gleichwie man eine Sympathie oder eine Neigung zum Mitleiden bey dem Menschen annimmt, so könnte man eine eben so natürliche Synergie oder einen Trieb zum Mitwirken bey demselben annehmen. Fremdes Leiden erweckt bey ihm Leiden, ohne, daß er noch den Grund davon einsieht, also auch erweckt der Gebrauch fremder Kräfte seine eigene zum Wirken, ohne, daß er Beweggründe hat. Ein Kind schreit, wenn es ein anderes schreien hört, und eben so wird es zum Springen und Laufen gereizt, wenn es andere springen oder laufen sieht. Eitelkeit und Eigennutz beförderen diesen Trieb. Man will nicht weniger Vermögen, als andere, um dessen sich und andere zu überzeugen, macht man ähnliche Versuche seiner Kräfte. Man will kein Gut vermissen, was sie besitzen, man ahmt also ihrem Beyspiele nach, als wenn eben das für jeden anderen gut seyn müßte, was für sie gut ist.

Ein schreckenvolles Vergnügen mit Lob- und Siegesbegierde vermischt, bemeistert sich ihrer Herzen. Ja sogar der Leser, wenn er einen Wettstreit so meisterhaft geschildert ließt, wie Virgil es gethan hat, wird mit den Kämpfenden hingerissen, und theilt Hoffnungen, Wünsche, und Furcht mit ihnen. Wie viele giebt es, die nicht einmal bey Geschäften, die noch weit über ihre Sphäre sind, müßig seyn können, sondern wenigstens in Gedanken dort Armeen commandiren, dort Staaten einrichten, oder zernichten!

Wie näher die Kräfte des Zuschauers jenen beykommen, die er vor sich sieht, desto stärker wird auch das Gefühl davon rege gemacht werden. *Anch' io sono pittore*: ruft Corregio aus bey Erblickung eines schönen Gemäldes. Aus den Werken großer Genien, sagt Longin, steigen Dünste hervor, die den Leser begeistern, gleichwie jene aus d r heiligen Höhle die Priesterin des Apollo mi himmlischer Kraft erfüllt.

Wenn der Held zu groß ist, oder das natürliche, an welches der Zuschauer sich noch getraut hinreichen zu können, überschritten ist, so wird zwar Bewunderung, nicht aber jenes innere Vergnügen hervor gebracht, welches bey gleichen Kräften entsteht. Der Zu chauer muß in diesem Fall seine Zuflucht nehmen zu Kräften einer anderen Art, um sich über den Abgang der übrigen zu trösten. Sein Vergnügen ist daher lang nicht so groß, als wenn bey Erblickung eines meisterhaften Werks ihm

sein inneres Gefühl sagt, daß er auch im Stande ist, etwas dergleichen herzustellen. Alle Lobsprüche die dem ersten ertheilt werden, deutet er alsdenn auf sich; und wenn dem andern Unsterblichkeit zugedacht wird, so hält er es für ein Unterpfand seiner eigenen.

Große Kräfte gefallen sogar, wenn sie auch einigen Schrecken verursachen. Nur muß der Zuschauer nicht selber in Gefahr seyn, von ihnen Schaden zu leiden; oder nicht zu nahe, damit das unangenehme Gefühl, so aus dem Anblick der Verwüstung entsteht, das vorige nicht ersticke. Das Herabfahren des Blitzes, obschon diese Erscheinung an sich so fürchterlich ist, oder die Gefahr der Schiffe, die von Winden und Wellen herum getrieben werden, der Kampf zweyer Kriegsheere hat für demjenigen, welcher von weitem zusieht, noch etwas angenehmes, für die Einbildungskraft aber sind es lieblings Gegenstände; wenn ein geschickter Pinsel sie glücklich entworfen hat, oder eine lebhafte Beschreibung sie gleichsam vor Augen stellt.

Die sanfte Erschütterung, die durch das Schreckliche in der Seele verursacht wird, erhebt das Vergnügen, so sie an den großen Kräften hat. Und da die Empfindungen, welche durch die Einbildungskraft wieder hervor gebracht werden, nicht so lebhaft sind, als die wahren; so kann der Einbildungskraft angenehm seyn, was dem Auge unerträglich ist. Ordentlicher weise aber muß bey derselben durch die

Größe, Mannichfaltigkeit oder Neuheit der Gegenstände ersetzt werden, was an der Stärke des Eindrucks abgeht, wenn das Selbstgefühl dadurch merklich gewinnen soll.

Daher kömmt es, daß der Pöbel und Kinder so gern von ausserordentlichen, und wunderbaren Dingen, Mord- und Gespenstergeschichten erzählen hören. Es kommen dabey große, und ihnen zum Theil neue Kräfte vor, die sie in einen angenehmen Schrecken versetzen, wenn sie sich erinneren, daß sie für ihre Person in Sicherheit sind. Und nebst diesem werden Ursachen der Dinge gegeben, die keine algebraische Berechnungen, tiefe Kenntnissen aus der Physick oder viel Nachdenken forderen, sondern bloß die Einbildungskraft auf eine ihr angenehme Art beschäftigen.

Aus dem nämlichen Grunde liebte die Welt in ihrer Kindheit die noch so fabelhaften Erzälungen von ihren Helden und Göttern, die vielen Verwandlungen der Menschen in Thiere, und Götter, und endlich die noch so ungereimten Romanen von Entstehung der Welt, und wir lesen sie itzt gern, wenn wir auch wissen, daß es Fabeln sind.

Die Größe der Kräfte wird nie sichtbarer, als wenn sie mit andern in Streit kommen. Von dieser Art ist der Krieg das allerwichtigste. Der Mensch wird allzeit an seinen Kräften das größte Wohlgefallen haben. Zusammengesetzte Menschenkräfte müssen ihn also mehr, als

alle übrige vergnügen. Wie weit aber diese gehen können, läßt sich nicht besser erkennen, als wenn sie mit gleichen Kräften, wie im Kriege geschieht, in Streit kommen, und entweder Siegen, oder unterliegen.

Daher ist die Begierde vom Kriege zu hören allgemein. Man eilt mit größter Hitze auf ein mit Leichen besäetes Schlachtfeld, um sich einen so lebhaftern Begriff von dem Streit machen zu können, und in allen Winkeln ist man begierig, davon erzählen zu hören. Horaz will, daß sogar die Schatten in der Unterwelt den Alcäus lieber anhören, wenn er ihnen vom Kriege, von Schlachten, und vertriebenen Tyrannen vorsingt, als die Sapho, wenn sie ihre zärtlichen Liebeslieder anstimmt. (m) Auch Oßian läßt seine verstorbene Helden aus dem Gewölke zusehen, wenn sich ihre Enkel mit den Feinden herum schlagen.

Da das Vergnügen des Siegs bey jedem Menschen das größte ist, so kann es nicht anders seyn, als daß er gern von Siegen, Gefechten und Eroberungen hört, besonders in dem gesellschaftlichen Leben, wo seine Kräfte, sie mögen so gering seyn als sie wollen, einen immerwährenden Anstoß mit anderen ausgesetzt sind, und fast die ganze Lebenszeit des Menschen entwe-

(m) Utrumque sacro digna silentio
Mirantur Umbræ dicere: sed magis
Pugnas & exactos Tyrannos
Densum humeris bibit aure Vulgus
L. II. Ode XIII.

entweder andere niederdrucken, oder selber weichen müssen.

Homer hat gewiß die Kunst zu gefallen wohl verstanden, da er so vielerley Gefechte so lebhaft geschildert, da er zugleich die Kräfte seiner Helden so sehr erhöht hat, daß die übrigen Menschen stolz darauf werden müssen, wenn sie nur davon hören. Hieraus läßt sich auch leicht begreiflich machen, wie die sonst so gesitteten Römer ein so großes Vergnügen an den grausamen Kämpfen ihrer Fechter, und andere Nazionen noch zu unseren Zeiten an Stiergefechten, oder Hahnenkämpfen haben können.

Unter denen Handlungen aber, welche uns gefallen, weil sie Kräfte voraus setzen, zeichnen sich einige besonders aus, welche für uns mehr reizendes, als alle die übrigen haben. Unter diese Klasse gehören hauptsächlich diejenigen, welche mit großen Schwierigkeiten vergesellschaftet sind, und zwar zu Gunsten eines dritten. Kurz, uneigennützige Handlungen, welche Stärke verrathen.

Die Menschen pflegen sich in den meisten Fällen diese Schwierigkeiten noch größer vorzustellen, als sie an sich sind, theils um ihre angebohrne Trägheit zu rechtfertigen, theils aber aus der nämlichen Absicht, aus welcher manche Geschichtschreiber dem Gegner ihres Helden mehr Muth, Geschicklichkeit, und Kräfte beylegen, als er wirklich hat, um den Thaten desselben mehr Glanz zu verschaffen.

Da

Da sie aber keine so große Kräfte kennen, als ihre eigene, so personificiren sie alles. Die Hindernissen, Neigungen, Leidenschaften, Gewohnheiten stellen sie sich als so viel Personen vor, gegen welche sie zu Kämpfen haben.

Ja sich selbst sehen sie als eine von ihnen unterschiedene Person an. Sich selbst überwinden, ist der größte Sieg, weil es in ihren Gedanken nichts größers giebt, als ihr selbst. Daher gefallen auch jene Handlungen so vorzüglich, wobey jemand sich selbst überwunden, oder eigene Triebe aufgeopfert hat.

Da aber unter den Trieben der Eigennutz meistens der stärkste ist, müssen uns diejenigen vor allen anderen gefallen, welche an Tag legen, daß man auf Kosten seines eigenen Nutzen das fremde Beste besorgt hat. Alle Zeitalter und Menschen Geschlechter haben sich hierinn vereinigt, solchen Handlungen den Adel und unstrittigen Vorzug vor anderen beyzulegen.

Wir finden endlich in den voraus geschickten Grundsätzen die Hauptquelle des Ansehens, das Reiche und Mächtige haben, und bey dem Pöbel allzeit haben werden, weil sie nämlich viel vermögen, und vorzügliche Kräfte haben. Wenn man auch noch nicht weiß, wie sie ihr Reichthum und Macht verwenden, werden sie doch schon anderen vorgezogen.

Dieses Gefühl der Stärke ist dem Menschen so angenehm, daß es ihm für andern noch so unangenehmen eine Entschädigung ab-

geben kann. Oderint dum metuant: sagt der Tyrann, laßt sie hassen, wenn sie nur fürchten. Und wir verzeihen es dem Poeten wenn er den Helden, welchem wir noch so viel Gutes wünschen, unglücklich werden läßt, wenn er ihn nur in seinem widrigen Schicksal großmüthig denken, und handeln läßt.

Drittes Kapitel.

Zergliederung des Gefühls der Stärke.

Von der Leibsstärke und Schönheit insonderheit.

Gleichwie aber die Kräfte an sich sehr verschieden sind, und in einem noch mehr verschiedenen Maase und Verhältnisse vertheilt sind, so muß auch das Selbstgefühl bey verschiedenen Menschen auf verschiedene weise dadurch modificirt werden. Die Natur hat meistens mit grosen Kräften ein starkes Gefühl derselben verbunden. Große Seelen fühlen sich, und durch dieses Gefühl geleitet, unternehmen sie Dinge, die andere nicht einmal sich zu denken getrauen, sondern vielmehr durch ihre kleine Kritick ewig verfolgen würden, wenn nicht der Ausgang die ersteren rechtfertigte. (n)

Aber

(n) Doch ist dieses keine untrügliche Regel. Es giebt Leute, die allein nicht scheinen zu wissen, was an ihnen ist,

Aber auch Seelen von mitlerem Schlage und auch sogar die kleinsten haben ein verhältnißmäßiges Gefühl. Oft ersetzt bey ihnen die Einbildungskraft, was ihnen in der That mangelt. Sie sind mit sich so gut beschäftigt als die Großen, und wenn sie sich Anfangs nicht groß und stark genug fühlen, so sind sie um so mehr auf Vergrößerungen und den Anwachs ihrer Kräfte bedacht. Sie wissen alles auf das künstlichste zu benutzen, was immer an und um ihnen ist, und durch nichts bedeutende Kleinigkeiten das Gefühl ihrer Stärke zu erhöhen.

Um dieses Gefühl genauer kennen zu lernen, wollen wir die Hauptingredienzen davon, welche bey einigen mehr, bey anderen weniger auf das Selbstgefühl wirken, einzeln betrachten. Sie können in Ansehung des Menschen in äußere und innere abgetheilt werden. Bey

den

ist. Hingegen giebt es andere, die es nur allein wissen, ohne daß sie andere davon zu überzeugen im Stande seyn. Ein Cicero besteigt nach langer Vorbereitung die Kanzel mit Furcht, und ein mancher Schwätzer bey unsern Tägen thut ohne Bedenken so viel Reden in der Woche, als sie Täge hat. Es giebt deren, welche zu Haus im Zimmer die kecksten und erhabensten Gedanken haben, in Gegenwart anderer dieselben samt dem Muth verlieren; hingegen andere, die zu Haus klein sind, und denen die Gegenwart anderer erst große Gedanken einflößt. Es kömmt vieles auf Nebenursachen an, hauptsächlich auf die schon gemachten Versuche, nachdem sie gelungen sind oder nicht. Durch wiederholte Erfahrung bekömmt erst das Bewustseyn eigener Kräfte eine gewisse Steifheit, so daß es nicht leicht mehr zu erschütteren ist.

den äußeren kömmt zuerst die Leibsstärke vor, von welcher der Mensch eigentlich den Begriff der Stärke entlehnt, und auf den Innbegriff all jener Dinge übertragen hat, welche ihn in den Stand setzen, Veränderungen in der Welt hervor zu bringen, und eigene sowohl als anderer Glückseligkeit zu beförderen.

Kinder, so bald sie sich nur regen können, haben ihre kleine Geschäftigkeit, die sie mit größtem Ernste betreiben. Dadurch entsteht ein dunkles Gefühl von Kräften, und nun denken sie sich auch einen gewissen Grad von Stärke zu, worauf sie um so stölzer sind, wie weniger Erfahrung sie von den Gränzen derselben haben. Sie halten nichts für unmöglich. Häuser aufbauen und einreissen, ist ihnen eine ganz leichte Sache. Sie sind ungemein erfreut, wenn sie in anbetracht der Kräfte den erwachsenen gleich gehalten werden. Sie lassen sich Lasten aufbürden, unter denen sie erliegen müßten, um nur keine Schwäche zugestehen.

So wie sich die Leibskräfte entwickeln, wird auch das Gefühl der Stärke größer. Deswegen muß die Leibsübung nothwendiger weise Vergnügen erwecken. Die Alten sahen diese Art der Uebung für so wichtig an, daß sie dieselbe nicht nur allein für einen wesentlichen Theil der Erziehung hielten, sondern auch als Männer von Ansehen und Würde dieselbe fortsetzten, und Virgil sogar seinen Helden in den eliseischen Feldern diese Beschäftigung giebt.

Die Leibsstärke war freylich von einem ungleich höheren Werthe, als die Menschen noch nicht genug gegen wilde Thiere gesichert waren, oder sie selbst gegen einander nicht viel besser als Thiere waren, wo Kunst und Nachdenken jene Mordinstrumenten noch nicht erfunden hatten, die auch den Schwächeren in den Stand setzen, gegen den Stärkeren sich zu vertheidigen, wo endlich die Stärke mehrerer noch nicht durch einen einzigen Willen regieret wurde, um den Schwächeren gegen den Mächtigeren zu schützen.

Einen stärkeren Einfluß mußte sie noch auf das Selbstgefühl bey jenen gesitteten Völkern, als bey uns haben, bey denen die Leibsstärke in der genausten Verbindung mit den Kriegsübungen stunde. Cäsar, ein großer Kenner der Kriegskunst schätzte den Soldaten nicht nach seinen Sitten, oder Reichthum, sondern nach den Kräften (o).

Auch bey unsern Tagen ist es eine Gabe, die immer noch Achtung verdienet, besonders wenn sie mit einer dauerhaften Gesundheit vergesellt ist. Die Fälle sind sehr selten, wo der Geist bey der Schwäche des Körpers an Kräften zunimmt. Meistens bringt ein zerrütteter Körper auch den Geist in Unordnung, oder macht ihn doch untauglich seine Kräfte zu gebrauchen. Daß aber das Selbstgefühl hiebey

(o) Militem neque a moribus neque a fortuna probabat, sed tantum a viribus. Suet.

mehr verliere als gewinne, wird uns die Erfahrung bey solchen Umständen bald lehren.

Von Seiten des Körpers kömmt auch in Anschlag eine harmonische Bildung desselben. Man müßte gar nicht wissen, wie viel ein vortheilhaftes Aussehen Einfluß habe in das Urtheil, so man über andere fällt, wenn man dieses leugnen wollte. Dem Menschen gefällt das schöne, das regelmäßige, wo es nur immer angebracht ist, sollte es ihm nicht auch an ihm, oder seines gleichen gefallen? Er wird doch immer ein heimliches Gefühl in sich haben, daß er unter denen Geschöpfen, die zu Bewohner unsers Planeten bestimmt sind, auch dem äußerlichen Bau nach, den ersten Platz behaupte.

Und laßt einmal die Sinne einem das Wort reden, die Vernunft wird gewiß wenig einzuwenden haben. Laßt nur einen Theil gefallen, das ganze wird bald eben so aufgenommen werden. Zu einem Wohlgefallen gesellt sich leicht ein anderes, gleichwie sich an Mißfallen leicht ein anderes anschließt. Nichts ist leichter, als der Uebergang von dem äußern zu dem innern, und der Schluß von einem schönen Körper auf eine schöne Seele. Es kann zwar auch unter einem Silenus Gesicht die Seele eines Sokrates verborgen seyn, und mit einer noch so süßen Gesichtsbildung kann ein treuloses, giftiges Herz gepaaret seyn, allein man ist zu viel an Harmonie gewöhnt, daß man nicht von einem auf das andere schliessen sollte.

Ob aber die Schönheit unter die Rubrick von Stärke gebracht werde, frage man nur das schöne Geschlecht, oder den Callias bey dem Xenophon, oder fange an die Geschichte der Menschen in den ältesten Urkunden bis auf die unserige zu studieren, und sehe, durch was mehrere Veränderung in der Welt seyen hervorgebracht worden.

Zunächst an die Schönheit des Körpers gränzet die Schönheit der willkührigen Bewegungen desselben. Wenn in diesen Harmonie und Anstand angetroffen wird, so ist sie um so einnehmender, da das innere bey diesen scheint anklebender an dem äußeren zu seyn, als bey der Schönheit selbst. Stärke und Schönheit sind Natursgaben, die vielleicht durch eben diese Geschenke die Armuth des Geistes hat ersetzen wollen; diese hingegen fordert eigenes denken, vergleichen, und wählen, fordersamst aber ein feines Gefühl, Weltkenntniß oder Erziehung, lauter Dinge, die ihren Besitzer mächtig empfehlen, und ihm in solchen Zeiten den größten Vorschub leisten, wo der erste Auftritt meistens von dem ganzen Verdienst des Menschen entscheiden soll.

Viertes Kapitel.

Von der Beredsamkeit, als einem Theil der Stärke.

Eine der Hauptkräfte bey den Menschen war allzeit die Beredsamkeit, das kräftigste, und zugleich sanfteste Mittel, fremde Hülf, der wir allzeit bedürftig sind, uns oder anderen zuwege zu bringen. Was für ein Vergnügen, über Geister zu herrschen, zumal aufgeklärte Geister, sie durch den Strom der Beredsamkeit hinreissen, wo man will, seine Begriffe, und mit ihnen das Gefühl eigener Hoheit in sie zu versetzen, die ihrigen, so tief sie auch sonst liegen mögen, verdringen, einen ganz anderen Verstand, einen anderen Willen, Rathschlüsse und Entschließungen in ihnen schaffen, itzt durch das große und erhabene sie gleichsam über ihnen selbst erhöhen, itzt durch andere Vorstellungen über ihnen selbst und eigenes Betragen unwillig machen, kurz, ihnen die Eindrücke mittheilen, die man nur will.

Ein Mensch der auf solche Art ein Volk von Athen oder Rom lenkte, wohin er wollte, und dadurch das Schicksal von ganzen Nazionen in seinen Händen hatte, mußte freylich mehr Hoheit fühlen, als ein Redner den seine Zuhörer verlassen, wie sie gekommen, besonders, wenn er noch dabey über einen Æschines, über das

Gold

Gold und Ränke eines Philipp von Macedonien siegte.

Die Redner haben nach und nach die Regeln zu überreden von den Reden derjenigen abgezogen, welche den Zweck der Beredsamkeit am nächsten gekommen sind. Itzt sollte man fast glauben, daß man die Regeln nicht zu überreden von den kunstmäßigen Reden vieler heutigen Rednern abstrahiren könne. Dieß ist auch ihr Hauptangelegenheit nicht. Wenn man ihnen nur nachsagt, daß sie schön geredet, sind sie zufrieden, und das Volk, das es nicht selbst denkt, will fremde Gedanken hören, sie mögen gut oder schlecht seyn. Jeder Theil behält sich vor in der Ausübung zu seyn, was er will.

In jenen Zeitumständen, wo auf der Stelle die wichtigsten Angelegenheiten entschieden wurden, wo die Entscheidung sogleich dem Verdienst des Redners das Siegel aufdruckte, wurden freylich Natur und Kunst aufgeboten, das äußerste zu thun. Der Antheil, den der Zuhörer an der Sache nahm, mußte den Redner begeistern, wenn er von Natur auch noch so frostig war.

Es giebt auch eine Art von Beredsamkeit in dem gemeinen Umgang, vielleicht das brauchbarste Stück in demselben. Durch einen einnehmenden Vortrag läßt sich ungemein viel gutes stiften. Die meisten sind zu blödsichtig, um die Wahrheit, so wie sie an sich ist,

gleich zu fassen. Durch eine angenehme Einkleidung wird sie ihnen eher bekannt und zugleich angenehm. Die Gemüther können nach und nach dahin gebracht werden, wo sie zuvor der größte Gewalt nicht hätte hinbringen können.

Fünftes Kapitel.

Von den Künsten, als Theilen der Stärke.

Theils Bedürfnisse bey anwachsender Zahl der Menschen, theils Neugierde, theils Ehr und Ruhmsucht haben Anlaß gegeben, daß die Menschen die verschiedensten Versuche ihrer Kräfte an den Dingen außer ihnen gemacht haben. Und wenn auch nicht alle, so sind doch manche so gut gerathen, daß sie die Erwartung ihrer Urheber selbst übertroffen haben. Hieraus sind die verschiedenen Künste entstanden, die dem Menschenverstand Ehre machen.

Um die Höhe zu beurtheilen, worauf sie es gebracht haben, müßte man von Ferne stehen. Menschen, die noch Kinder der rohen Natur sind, könnten hierin Zeugen abgeben, wenn sie nicht ihre Dummheit und Unempfindlichkeit hinderte, die Sachen aus ihrem rechten Gesichtspunkt zu betrachten. Noch besser würden im Stande seyn, das ganze und die

Menge

Menge Mittelstufen einzusehen, wenn solche zu uns zuruck kehrten, die selbst vormals Hand angelegt haben. Wenn der alte Duilius und seine Seefahrer eine brittische Flotte, Alexander, oder Cäsar den Donner von einigen hundert Kanonen, von einem regelmäßigen Musquetenfeuer unterstützt, Marius anstatt eines cimbrischen Heers die Kriegszucht und Uebungen einer heutigen deutschen Armee, Tacitus das heutige Deutschland, Agrippa neben seinem Pantheon die Peterskirche, die Parrhasiuße neben den Werken eines Raphael, die ihrer Art nach ihnen ganz unbekannte Werke eines Strange, oder Wille, die alten Gelehrten überhaupt die heutige Art ihre Werke bekannt zu machen, und manche prächtige Ausgabe davon sähen; würde es gewiß eines der angenehmsten Dingen seyn, ihre Urtheile zu vernehmen.

In so verschiedene Aeste sich die Künste theilen, so verschieden ist auch das Gefühl der Stärke, so sie hervor bringen. Der eine von den Künstlern gründet seinen Vorzug auf die Nothwendigkeit seiner Kunst, der andere auf die Geschicklichkeit, die die Ausübung davon fordert, ein anderer auf den Vortheil, den sie ihm bringt, ein anderer auf den Nutzen, den der Staat daraus zieht, oder auf die Annehmlichkeiten, die er über die menschliche Gesellschaft verbreitet, ein anderer auf die Achtung des Publicum, ein anderer auf den Bey-

fall der Kenner, ein anderer auf das Product selbst, von welchem er sich durch eine angenehme Täuschung gleichsam als den Schöpfer ansieht, ein anderer auf dessen künstliche Bearbeitung. Ein jeder weiß der seinigen einen besonderen Vorzug zu finden, wodurch er sie über andere erhebt, und sich selbst in den Besitz einer nicht gemeinen Stärke setzt. Meister N. verlangt sogar, daß man ihn vorzüglich ehre, weil er mit besonderer Geschicklichkeit weis anderen die Köpfe abzuhauen.

Sechstes Kapitel.

Von dem Gebrauch der Denkkraft, und ihrem Einfluß auf das Selbstgefühl.

Nirgends giebt sich dieses Gefühl der Stärke mehr heraus, als bey dem Gebrauch der Denkkraft. Gleichwie der unterscheidende Karakter bey den verschiedenen Thierarten durch das verschiedene Maas der Kräfte, und ihre verschiedene Modificationen bestimmt wird, so muß auch ihr größtes Vergnügen, und das unterscheidende bey ihrem Selbstgefühl durch den Gebrauch eben dieser Kräfte hervor gebracht werden. Nur nach diesem sind sie im Stande zu fühlen, was sie sind, und worin ihre Vorzüge und Vollkommenheiten bestehen.

Bey dem Menschen ist die Denkkraft unstrittig jenes, was ihn von anderen seinen Nebengeschöpfen auszeichnet, und woran sein Hauptvergnügen, und Vorzüge geheftet sind.

Eine heimliche Ahndung lehrt dieses alle auch noch so rohe Menschen. Keiner von ihnen ist, der sich nicht eine vorzügliche Stärke im Denken anmaßt, und manchmal seine Ansprüche in dieser Sache aufs höchste treibt. Wenn er auch andere Mängel fühlt, die er nicht leugnen kann, so weiß er sich entweder durch andere Vollkommenheiten schadlos zu halten, oder doch hilft ihm seine Einbildungskraft durch erdichtete Vollkommenheiten.

Allein bey der Denkkraft läßt sich kein Ersatz machen. Ein gewisser Grad davon ist zu allem nothwendig. Ohne demselben sinkt man nicht nur allein unter sein eigenes, sondern oft unter die angränzenden Thiergeschlechter herab. Deswegen ist es kein Wunder, daß niemand hierin nur einen Schritt weichen will.

Der weise Locke, welcher die Menschen so gut kannte, und gewiß fühlte, wie sehr er einem großen Theil davon an Verstand überlegen, kame doch hart daran, anderen einen Rath zu geben, weil er wohl wußte, daß im Grunde ein jeder seine Meynung für die beste, seine Einsichten für die sichersten halte, und wenn sie von anderen Rath verlangen, solches vielmehr ein Kompliment sey, als ernstlich gemeynt.

Es ist auch kaum anders möglich. Da alle Modificationen der Seele ein gewisses Gepräg des Rechtseyns mit sich führen, so müssen solches vorzüglich die Gedanken auf sich haben. Wenn sie der Mensch nicht für wahr hielte, könnte er sie gar nicht haben. Er muß also, wenn ihm einer widerspricht, entweder sich oder dem anderen Schwäche und Irrthum zudenken. Es ist leicht zu errathen, wem er es thun wird. Zwo Schönheiten können neben einander bestehen, aber nicht zween sich widersprechende Sätze.

Nichts desto weniger sind wahrhaft denkende Menschen immer eine seltene Erscheinung. Der Vorrath von Begriffen, welchen die meisten beysammen haben, sind fast nichts als Empfindungen, so wie sie ihnen von den Sinnen überliefert worden sind. Diesen Stoff lassen sie ganz unbearbeitet. Die Zeit löscht wieder aus, was sie ohne ihr Bemühen empfangen haben. Das Nachdenken ist ihnen eine Arbeit, die sie vielmehr scheuen, als alle andere. Nichts ist beschwehrlicher für sie, als den Lauf ihrer Gedanken einhalten, gewisse davon stehen machen, ihnen so zusagen ins Gesicht schauen, oder dem Zusammenhang davon nachspühren. Eher liessen sie ihrem Körper Fessel anlegen, als daß sie sich selbst diesen Zwang thäten. So glaubt der Hottentot das Denken sey die Geissel, und ärgste Plage der Menschen.

Andere haben zwar etwas gröseren Vorrath beysammen, allein wie Locke anmerkt, lauter fremde und entlehnte Gedanken, keinen, der auf ihrem Grund und Boden gewachsen. Dieß sind die Hottentotten unter gesitteten Völkern. Durch die Sprachen bekommen sie auch Begriffe von Dingen, so nicht unmittelbar in die Sinne fallen; allein fast allzeit nur halb, verstümmelt, und so unbestimmt, daß sie selbst am wenigsten sich darein zu finden wissen. Selbst denken, selbst Wahrheiten aufsuchen, ist ihnen das wenigst bekannte Ding von allen. Sklavische Nachbeter, die noch glücklich genug sind, wenn sie wissen was andere denken, oder die so vor ihnen waren, gedacht haben.

Nur jene empfinden das Vergnügen des Denken, welche wissen, was Selbstdenken sey, ein Vergnügen, so sich nur fühlen läßt, nicht ausdrücken. Aber auch nur diese sind im Stande, die wahre Hoheit einer Menschenseele zu fühlen. Nur bey diesen muß des Selbstgefühl auf einen solchen Punkt der Höhe steigen, den andere nicht einmal denken können. Ein neuer Gedanke, was für ein Stoff von neuem Vergnügen, wie sehr ergötzt die Hervorbringung davon, mit was für einer Lust wird er ihn anschauen, und von dem Gedanken auf sich zuruck schauen, um eigene Gröſse zu fühlen, insonderheit, wenn ihm ein heimliche Ahndung sagt, daß andere mit einem ähnlichen Vergnügen ihn aufnehmen werden, und zugleich auf

die Größe des Geistes schliessen, der ihn hervor gebracht. Gleichwie in den Augen einer Mutter ihre eigene Geburt unaussprechlich mehr Reize hat, als eine fremde, weil sie sich bey Erblickung derselben an eigene Vollkommenheit und Kräfte erinnert, so verhält sich der Mensch in Ansehung eigener Gedanken. Man hat diese Aehnlichkeit schon lang bemerkt, ja einige haben sogar in den Gedanken etwas schöpferisches finden wollen. Mallebranche wollte deswegen dem Menschen die Kraft Gedanken hervor zubringen nicht eingestehen.

Obschon aber das Denken von der eigentlichen Schöpfung weit entfernt ist, so muß man doch gewiß, wenn etwas der Schöpfung ähnliches in der Natur anzutreffen ist, solches bey dem Selbstdenken großer Geister suchen, die durch ihre Erfindungen einer halben Welt eine neue Gestalt gegeben, die durch ihre Geisteskräfte ganze Nazionen umgeschaffen, aus wilden und rohen Unmenschen gesellige und vernünftige gestaltet, sie gelehrt, Pflanzen und Thierreich zu benutzen, ja die Erde gezwungen eine ihnen selbst gefällige Nahrung zu verschaffen, die die stärksten Irrthümer, troz ihrer noch so sehr verbreiteten Herrschaft, zernichtet, hingegen die verborgensten Wahrheiten aus dem Nichts hervor gebracht, die bald die in den innersten Winkeln des Herzens versteckten Gefühle sichtbar gemacht, und so natürlich gezeichnet, daß jeder von selbsten gern die Aufschrift darauf gesetzt:

ja dieß ist er, der sich selbst am wenigsten bekannte Mensch; bald an den äußersten Gränzen des Himmels Verhältnisse bemerkt, den Sternen ihre Laufbahn gezeichnet, und die geheimsten Gesetze der Natur entfaltet, die mit einer Hand Unwissenheit samt ihrem scheußlichen Gefolge vertrieben, mit der andern den Saamen nützlicher Wahrheiten ausgestreut, deren Früchte noch die entferntesten Jahrhunderte einerndten, die endlich die Werke der Natur nachzuahmen, ja durch künstliche Zusammensetzung Schönheiten zu schaffen sich erkühnet, die die Natur selbst nicht für die ihrigen mißkennen würde, und welch ein kühner Gedanke, die Natur selbst haben suchen zu übertreffen, und mit neuen Schönheiten neue Vergnügen unter den Sterblichen verbreitet.

Nahmen, die immer verehrungswürdig seyn werden, so lang Menschen und ein Andenken des vergangenen seyn wird. Wenn sie auch nicht Gerechtigkeit von ihren Zeitgenossenen erhalten haben, so wird ihnen die Nachwelt vielleicht auf Kosten ihrer eigenen Mitbürger den Ersatz machen. Das in ihren Schriften, oder anderen Denkmälern noch auflebende Genie wird immer Verwunderung, immer Nachahmung erwecken, immer die spätesten Weltalter belehren.

Wahr ist, nicht ein jeder ist im Stande wie Lykurg die Spartaner Gesetze annehmen zu machen, wo die Natur selbst wundern muß, wie sie unter das Joch gebracht worden. Nicht ein

jeder weiß, wie Numa aus Räubern Helden zu bilden, und durch eine weise Gesetzgebung den Grund zur Herrschaft über eine halbe Welt zu legen, nicht ein jeder kann ein Newton oder Montesquieu seyn. Ein jeder hat aber doch ein gewisses Maas von Geisteskräfte, deren Verwendung ihm eben so viel Vergnügen, als dem größten Geist die seinige machen kann. Wenn er nicht Einfluß auf große Theile der Erde, auf Völker und Nazionen haben kann, so kann er doch immer auf die kleine Welt, die um ihn herum ist, haben. Nichts vergnügender für einem Mann, der denkt, als die Herrschaft, so er unvermerkt über die kleinen ihn umgebende Geister gewinnt. So entschlossen sie Anfangs sind, bey ihren Meynungen auszuhalten, werden sie doch nachgeben, ohne es selbst zu wissen. Sie werden immer etwas von ihrer eigenen Denkungsart verlieren. Wahrheit dringt durch gegen Vorurtheil, ja sogar gegen Eigenliebe, wenn sie nur geschickt angebracht wird, wenn sie nur nicht in vieles Gepräng, oder den Ton des Lehrers eingewickelt ist. Nach und nach kann das Gedankensistem einer ganzen Gesellschaft auf solche Art gebessert werden. Manche Wahrheiten werden sich in der Stille, wie die Wurzeln des Eichbaums verbreiten, unmerklich wachsen, da man es am wenigsten vermuthet, das Haupt empor heben, und nicht mehr zu verdringen seyn. Dieser stille Triumph ist für den selbst denkenden allzeit mehr werth, als großes Getöse ohne Nutzen.

Zuletzt

Zuletzt werden sie zwar als mit selbst erfundenen Wahrheiten groß thun, weil sie nicht wissen wie sie dazu gekommen sind, oder weil sie ihnen vielleicht gar gegen ihre erste Entschliessung sind beygebracht worden, allein dieses Vergnügen kann er ihnen leicht gönnen, wenn sie nur wirklich sind gebessert worden.

Das Denken ist dabey ein Vergnügen, welches wir genießen können, so oft wir wollen. Schwache Seelen müssen das ihrige von außen erbetteln. Bey allem und über alles läßt sich denken. Unsere Empfindungen selbst, wenn sie mit Denken verbunden sind, werden von einem neuen viel höheren Vergnügen beseelt. Die zwey Vergnügen, die in diesem Fall zusammen treffen, eines aus der Empfindung, das andere aus dem Gefühl eigener Kräfte, das eine, so von außen, das andere, so von dem innersten der Seele hervor kömmt, leihen einander ihre Annehmlichkeit, und aus ihrer Vermischung entsteht ein drittes, das beyde an Köstlichkeit weit übertrifft.

Man zeige zween Menschen die nämliche Sache, wovon der eine im Stande ist Vergleich anzustellen, das Verhältniß der Theile unter sich und zum ganzen zu unterscheiden, Mittel und Absichten zu entdecken, der andere aber von allem diesen nichts weiß, was für ein Unterschied zwischen beyden? Das denkende Aug des Philosophen sieht Wunder, und wird in entzückende Betrachtungen gesetzt, wo ein

anderer nichts als gemeine Dinge ohne aller Rührung sieht. Dem Phisiker kann die geringste Pflanze, so ein anderer mit Füssen tritt, das verächtlichste Insekt, das ein anderer mit Unwillen von sich stößt, das größte Vergnügen machen.

Und wenn auch der Mensch außer sich gar nichts mehr findet, worüber er Beobachtungen machen, und denken kann, so bleibt er sich selbst noch übrig, der wichtigste und interessanteste der Gegenstände, der ihn für eine Welt schadlos halten kann. Wie vollkommener der Gegenstand ist, von welchem wir deutliche Begriffe bekommen, desto größer ist auch das Vergnügen. Nun bleibt doch immer einem jeden sein Selbst das Vollkommenste, jene Gedanken müssen also die angenehmsten seyn, die sich mit diesem unmittelbar beschäftigen. Es ist zwar nicht alles Vollkommenheit in ihm, oder vielmehr seine Vollkommenheiten haben ihre Grän en, allein das Vergnügen so aus dem Gefühl der Stärke seiner Denkkraft, und der Erweiterung seiner Kenntniß entsteht, ist so groß, daß es ihm sogar angenehm wird, diese Gränzen kennen zu lernen, so bald er anfängt über sich selbst Beobachtungen zu machen.

Sich hat er allzeit bey sich. In keinem Dinge außer ihm ist eine so große Mannichfaltigkeit anzutreffen. Wenn wir nur sein Herz und den Verstand allein betrachten. Der

Philo-

Philosoph kann seine Beobachtungen fortsetzen, so lang das Bewußtseyn dauert, und wenn es ihm die Beschaffenheit seiner Seelenkräfte erlaubt, so beobachtet er noch jenen Augenblick, der für ihm der wichtigste ist, den letzten seines Lebens. **Was denkst du nun Cani,** sagte zu diesem großen Manne sein Freund, der ihn auf den Richtplatz begleitete. **Ich habe mir vorgenommen,** antwortet Canius, **in jenem geschwinden Augenblick zu beobachten, ob die Seele es fühlt, wenn sie aus dem Körper weicht.** (p)

Warum sind aber dennoch, ohncrachtet des damit verbundenen Vergnügens die Menschen so selten, welche Beobachtungen über sich selbst machen, studieren sie nicht lieber alles andere, als Sich? die erste Ursache hievon ist die natürliche Einschränkung des menschlichen Verstandes. Bey jeder Empfindung ist ein Gegenstand, in welchem der Grund der Empfindung liegt, die Seele aber wird sich dessen bewußt, und ihre Aufmerksamkeit wird darauf gerichtet, wenn sie nun zugleich ihre Aufmerksamkeit auf die Empfindung richten soll, so muß sie zugleich zween Gegenstände überdenken. Eine Sache die ihr schon Schwierigkeit macht. Die

(p) Quid, inquit, Cani nunc cogitas, aut quæ tibi mens est? observare, inquit Canius, proposui illo velocissimo momento, an sensurus sit animus, exire se, promisitque, siquid explorasset, circumiturum amicos, & indicaturum, quis esset animarum Status. Seneca de tranq. Animi.

zweite Ursache ist, weil durch das Zurückdenken über die Empfindung selbst, diese geschwächt oder gar verrückt wird, und der ordentliche Lauf der Empfindungen gehemmt, welches allzeit mit einem unangenehmen Gefühl verbunden ist. Sie wollen weder gehindert, noch getrennet seyn, sondern wie sie vermög der ersten Einrichtung der Seele und des Körpers zusammen geordnet sind, zum Vorschein kommen. Die gänzliche Erstickung davon ist das unangenehmste, wenn nicht an deren Stelle das viel edlere Gefühl der Stärke ein neues Vergnügen über die Seele verbreitet. Denn höher kann diese nicht gebracht werden, als zur Beherrschung der eigenen Empfindungen, in so weit sie nämlich können beherrscht werden. Pascal, Seneca, Horaz, haben also Recht, daß sich der Mensch fliehe in diesem Verstand, daß er nicht gern über sich zurück denkt, und Beobachtungen über sich und seine Gefühle macht. Hingegen bleibt es auch wahr, daß demselben nichts angenehmers ist, als ein starkes anhaltendes Gefühl und Bewußtseyn seines Selbst, oder seiner eigenen Vollkommenheiten hervor zu bringen. Dieses bleibt allzeit die erste Bewegursache seiner Zerstreuungen, er flieht sich also nicht im eigentlichen Verstand, sondern er sucht sich vielmehr.

Noch leichter schließt sich das Denken an die Verrichtungen der Bewegkraft an. Die Bewegung hat an sich schon einen großen Einfluß

fluß auf das Selbstgefühl. Allzu große Ruhe und Trägheit des Körpers entnervt den Geist, und schlägt ihn nieder, durch die Bewegung aber wird er erhöht. Jene schwarze Dünste, die sich bey der Unthätigkeit in das Selbstgefühl einschleichen, werden zerstreut; es fängt an sich aufzuheitern, und mit der reinsten Wonne durchdrungen zu werden.

Alsdenn verkostet der Mensch erst das Vergnügen des Daseyns, da er nur gar zu oft in einem verdrüßigen Mittelstand zwischen seyn und nicht seyn sich befindet. Setzet nun hinzu die reine Luft, den Hauch der Zephiren, die ländlichen Scenen, die von allen Seiten auf seine Sinne zuströmenden angenehmen Empfindungen, so bekömmt dieses Vergnügen ungemeinen Zuwachs, durchs Denken aber wird es vollkommen, doch nicht ein gespanntes, nach Regeln abgemessenes Denken. Es giebt eine gewisse Freyheit im Denken, auch die Gedanken wollen alsdenn, so wie der Körper ihren freyen Lauf haben. Sie werden sich von selbst auf die ihnen vorkommenden Gegenstände heften, oder wenn sie ja mit anderen sich abgeben wollen, so werden sie eine gewisse Leichtigkeit dabey finden, die in dem Studierzimmer selten anzutreffen ist, wie Plinius schon bemerkt hat.

Will einer noch dabey die Methode des berühmten Burger von Genf, der bey seinen ländlichen Spaziergängen, nach Tissots Aus-

sag, seine unsterbliche Werke verfertigt, beobachten, der mag es auch thun. Er machte sich in seinen Gedanken zum Herrn über alles was ihm gefiele. Reicher auf solche Art, sagt er von sich selbst, durch fremdes Gut, als ich niemal an dem meinigen seyn werde, bemächtige ich mich alles dessen, so mir in meiner Nachbarschaft anständig ist. Kein Eroberer ist so entschlossen, als ich. Und giebt es nicht in der That eine Menge Sachen, wo es sehr wenig daran gelegen ist, ob wir die Eigenthümer davon sind oder nicht, und unser Vergnügen dennoch statt haben kann.

So hat auch der Ackerbau, und die mit ihm verschwisterte Gärtnerei, wenn sie mit Beobachtungsgeist verbunden ist, ihre ganz eigene Annehmlichkeit. Jeder gerathene Versuch bringt ein neues Vergnügen hervor. Die Bekanntschaft mit den Eigenschaften der Dinge, auf welche unser eigener Scharfsinn und Erfahrung uns führt, eine dadurch erworbene Art von Herrschaft über die Natur selbst, das Vermögen ihre Produkten zu verschönern, sie Früchte hervor bringen zu machen, die gleichsam nicht scheinen in ihrem ursprünglichen Plan mit einbegriffen zu seyn, die beständige Erinnerung eigener Kräfte, die jeder Sproß, jeder Halm, jede neue Frucht verkündet, wie viel Lust und Vergnügen müssen sie der Seele verschaffen, und um wie viel Stufen das Selbstgefühl

gefühl erhöhen? Was Wunder denn, daß ein selbst gepflanzter Garten einem Diokletian ein zwanzigjähriges Kaiserthum kann vergessen machen, daß Rom so oft sein Schicksal solchen Händen anvertraut, die nur erst den Pflug regierten.

Es ist zu bedauren, daß dieses Vergnügen in unsern Tagen nur jenen scheint vorbehalten zu seyn, die diese Künste in einem Buch studiren, oder in Gedichten besingen, oder von den Fenstern ihres Landgutes zu Zeiten einen müßigen Zuschauer abgeben, für jene aber die es am ersten geniessen sollten, fast gänzlich aufhört zu seyn.

Nur Er sieht sich als einen unglückseligen, als das Opfer der trägen Wollust anderer an, nur er sieht sich zur Arbeit verdammt, Winden und Wetter Preis gegeben, und noch in die verächtlichste Klasse der Menschen herunter gesetzt, auf welchen der nicht viel bessere Bewohner der Städte, ja so gar der oft hungrige Soldat mit erbarmender Mine herabsieht, er, dessen Stand verehrungswürdig, dessen Beschäftigung die angenehmste seyn sollte.

Wie oft aber geschieht es, daß anstatt des Vergnügens nagende Haussorgen ihn bis an den Pflug begleiten, daß diese sogleich mit in die Furche eintreten, die er nur erst aufgerissen, daß er noch dabey besorgen muß, er werde kaum das nöthige von denen Früchten, welche er durch seinen Fleiß errungen, für

sich und die seinigen behalten dörfen. Wenn ihm noch dabey, da er von Arbeit ermüdet einen schüchterneu Blick auf seine Hütte wirft, von daher anstatt des Trostes eine kummervolle Famille entgegen eilt, um zu verlangen, was er nicht geben kann, wie erbarmenswürdig ist ein solcher Zustand?

Sollte es aber nicht möglich seyn, ihm seinen Stand wenigstens auf dieser Seite etwas zu erleichtern, wenn man ihn mit der schönen ihn umgebenden Natur bekannter machte, wenn man ihm beyzeiten Lust zum Beobachten einflößte, wenn man ihm seinen Verstand mehr suchte anzubauen, und zum selbst denken wenigstens in seiner Sphäre suchte aufgelegter zu machen? Würde man ihn nicht eben dadurch auch brauchbarer, dem Staat und sich nützlicher machen?

Allein nicht doch! denken die Despoten, und andere ihres gleichen. Eine gänzliche Unwissenheit schickt sich viel besser für den Ackersmann, als ein aufgeklärter Verstand. Der Löw, wenn man ihm die Augen bedeckt, macht, nach der Anmerkung des älteren Plinius, die einfältigste Figur, und läßt mit sich umgehen wie man will. Noch besser, wenn man ihm gleich Anfangs die Augen aussticht, daß er niemal seine Kräfte kennen lernt, alsdenn ist man außer aller Gefahr. Aus einem ähnlichen Grund sagte ohne Zweifel jener rußische Edelmann, daß es ihm ungelegen wäre, wenn seine Bauern mehr

wüßten, als Heiliger Sergius bitte für uns. Und wie viele Despoten denken nicht eben das außer Rußland?

Wenn man unsere Ackersleute mit den Wilden vergleicht, so scheinen diese noch einen Vorzug zu haben. So viel Genie auch die Erfinder des Ackerbaues, und der mit ihm verbundenen Künste mögen gehabt haben, so sind doch die Handgriffe davon sehr einförmig und bald gelernt, hingegen die Art sich zu nähren bey den Wilden, absonderlich der rohesten Gattung davon, welche von Jagd und Fischerey leben, ist viel schwehrer, die dabey vorkommenden Umstände sind weit mehr Wechsel unterworfen, in welche er sich selbst muß zu finden wissen. Er muß selbst Versuche machen, und Beobachtungen anstellen. Er muß dabey noch eine ungemeine Gegenwart des Geistes und Herzhaftigkeit besitzen. Man lese nur was Ulloa von dem Fange des Mantasisches berichtet. Er beschließet seine Erzählung mit folgenden Worten: Bey dieser Arbeit verdient die Geschicklichkeit und Fertigkeit, womit die Indianer auf einem so runden Stammholz das Gleichgewicht zu erhalten wissen, in der That Bewunderung; denn wegen der stets fortdaurenden Bewegung der See, ist es schlechterdings nöthig, daß sie immerfort ihre Stellung veränderen, und mit ihren Körpern allerhand Bewegungen machen rc. Derselbe gesteht auch

anderwerts, daß kein Europäer zu dieser Verrichtung würde tauglich seyn. Der Wilde muß sich nicht allein seine Nahrung selbst schaffen, sondern er ist sich auch sein Arzt, sein Apothecker und sein eigener Baumeister. Lauter Sachen, die Beobachtung erfordern. Hier endigt sich freylich sein Denken, wo seine Bedürfnissen aufhören, allein weiß denn unser Pöbel mehr? Die Worte, so man ihm meistens gegen seinen Willen in Kopf bringt, ohne daß er sie jemals verstehen wird, das wunderliche Gemisch von Sachen, in welche er nicht weiß, wie er sich hinein oder heraus denken soll, sollen ihm diese viel Vorzug verdienen?

Auch andere Künstler, die ein schon vorgefundenes Produkt bearbeiten, müssen denken, oder sie sind keine Künstler. Mit was zufriedenem Blick hingegen sieht der Künstler sein Werk an, der Genie genug hat, um selbst zu erfinden, oder etwas weiter als seine Vorgänger und Zeitgenossene zu sehen, wie weiß er itzt eine Schönheit nach der anderen hervor zu rufen, und sie allzeit in einem neuen Lichte sich vorzustellen, hernach alle zugleich zu übersehen? Ein jeder Meisterzug macht ihm eigene Vollkommenheit aufs neue fühlen. Wenn ihm auch seine Zeitgenossene, und am wenigsten seine Landsleute Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn sich manche noch das unselige Geschäft machen, alle mögliche Fehler und Nachläßigkeiten aufzusuchen, wenn sie nach frostigen willkührigen Regeln beurthei-

urtheilen, was sie nicht Anlage genug haben zu fühlen, so ist er schon belohnt durch das Vergnügen, welches er bey seiner Arbeit empfindet. Dieses macht ihm alle Anstrengung seiner Kräfte angenehm. Alle Mühe und Beschwehrnissen vergißt er darüber, ja die Sorg seiner Gesundheit selbst.

In einem gewissen Verhältnisse läßt sich eben dieses von allen auch noch so geringen Handarbeiten sagen. Auch bey diesen sind neue Aussichten, eigene Gedanken möglich, welche allzeit vergnügen. Kein auch noch so gemeines Handwerk, so dieses Vortheil nichts fähig wäre, und wenn noch die Hoffnung des Gewinns, der Unterhalt einer Famille sich dazu gesellt, läßt sich leicht begreiffen, wie es auch bey solchen Arbeiten nicht allein erträglich sey, sondern auch mit Vergnügen geschehen könne, daß einer wie ein Schwamm fast den ganzen Tag auf einen Platz geheftet, in ein Zimmer als einen Kerker eingeschlossen, gleichsam der Luft und des Lichtes beraubt leben könne, welche die Natur, als eine allgemeine Mitgift allen Geschöpfen zugedacht hat, und dennoch vergnügt seyn könne.

Siebentes Kapitel.

Von denen Dingen außer dem Menschen, die zu dem Gefühl der Stärke gehören.

Wir müssen nun auch diejenigen Dinge betrachten, welche ganz außer dem Menschen sind, und von ihm als Theile seiner Stärke angesehen werden. Da die Natur in Austheilung der Kräfte sich gegen viele sparsam erzeigt, die Kräfte aber überhaupt ohne Gebrauche und Anstrengung wenig nutzen, eine Sache, die immer einem großen Theile der Menschen wird unangenehm seyn, so ist kein Wunder, daß sie auf alles außerordentlich begierig sind, was ihnen einen Ersatz der Kräfte sowol, als des Gebrauches davon abgeben kann.

Kein allgemeiners Mittel aber giebt es als das Geld. Der römische Burgermeister Cicero sagt zwar seinen Römern vor: **Nichts verräth so sehr einen kleinen Geist, als die Liebe zu den Reichthümern:** (q) und sie hörten es geduldig an. So wenig unter ihnen zu Ciceros Zeiten waren, die warhaft römisch dachten, da die asiatischen Reichthümer schon ihre Sitten untergraben hatten; so gern sahen sie doch noch immer das Bil des ächten römischen Geistes, so wie man die Bilder seiner Ahnen,

(q) Nihil est tam angusti animi, tamque parvi, quam amare divitias. De Offic.

Ahnen, oder berühmter Leute, die man nicht persönlich Gelegenheit hat kennen zu lernen, gern sieht. Wäre er Bürgermeister in einer Republick gewesen, die sich die Verbreitung der Handlung zu einem haupt Grundsatz ihrer Politick macht, so hätte er gewiß diesen hohen philosophischen Ton etwas tiefer herunter gestimmt. Ueberhaupt aber bey den übrigen Erdensöhnen, denen die Worte: **Vaterland und Ehre** ein so unbekanntes Ding sind, ist gar nicht zu wunderen, wenn man sie nach Geld trachten sieht. So lang Geld der Ersatz der meisten übrigen Gütern seyn wird, so lang um Geld alles übrige, und sogar etwas, welches der Ehre ähnlich ist, feil seyn wird, wird es auch Menschen geben, die ihre erste Sorge werden seyn lassen, Geld zu sammeln, und der Besitz davon wird einen Einfluß auf das Selbstgefühl haben; ja die Veränderung die an dem Selbstgefühl verursacht wird, ist nie sichtbarer. Jede Mine wird vielbedeutender, in dem Verhältnisse, als der Coffre anwächst. Wüßten sie doch nur den rechten Gebrauch davon zu machen?

Die nämliche Beschaffenheit hat es mit Ehrenstellen, Würden, und allem, was dem Menschen eine Oberherrschaft über seines gleichen verschaft. Bey den vielen Einschränkungen unserer Kräfte, da niemand im Stande ist für sich allein seine Wünsche zu erfüllen, muß es dem Menschen ungemein gefallen, wenn er

andere zwingen kann, solches zu thun, oder wenn er sich in einer solcher Lage befindet, daß andere sich selbst bestreben, seinen Begierden Vorschub zu leisten. Man erwäge noch die verworrenen Begriffe, die die Menschen von der Ehre haben, wie sehr sie geneigt sind, ihre persönlichen Eigenschaften eben so groß zu denken, als ihr Stand, und Ehrenämter sind, oder als sie ihnen von niederträchtigen Geschöpfen vorgemalt werden, so wird man leicht begreiffen, warum sie so begierig darnach sind, warum ihnen nichts mehr heilig ist, wenn sie einmal von dieser Begierde eingenommen sind, warum dort der Sohn wie ein Perseus jenem nach dem Leben strebt, von dem er es empfangen, dort ein anderer, wie Catilina auf der Leiche seines Vaterlands sich den Weg zur Oberherrschaft über seine Mitbürger sucht zu bahnen, dort ein anderer im Staube kriegt, aber so wie die Schlange, um sich einen desto höheren Schwung zu geben, warum der hochmüthige Agrippa die Kunst zu gehorchen so gut studirt, aber nur dem August allein, der ihm an der Oberherrschaft über eine halbe Welt könnte Theil nehmen lassen. (r)

Auch hier giebt sich die Veränderung die am Selbstgefühl vorgeht, ganz besonders heraus. Sprache, Geberden, Kleidung und alles übrige ndert sich. Oft scheinen sie diejenigen, die zuvor

(r) Parendi, sed uni scientissimus, aliis sane imperandi cupidus. Vellej. Patere.

vor ihres Gleichens waren, gar nicht mehr zu kennen. Nichts aber ist gewöhnlicher, als daß sie ihre äußere und innere Kräfte zusammengiessen, oder daß sie ihre Seelenkräfte eben so groß zu seyn glauben, als ihre Macht und Ansehen ist. Deswegen sind diejenigen fast allzeit am meisten für sich eingenommen, die ihre Lebenszeit hindurch viel zu befehlen gehabt, oder viele Projekten oder doch Critiken über andere gemacht haben, ohne selbst etwas zu thun.

Wer andere nicht zwingen kann, ihre Kräfte zu seinem Besten zu verwenden, oder ihre Hülf nicht durch Geld erkaufen kann, dem bleibt nichts übrig, als sie durch andere Wege, es mögen für seyn was es wollen, dahin zu bringen, daß sie es freywillig thun. Diejenigen, so dazu geneigt sind, heißt der Pöbel seine Freunde. Gemeine Seelen sehen ihre Freunde nur an, als Werkzeuge ihr Glück zu beförderen, und wenn sie dieselbe nicht mehr tauglich dazu finden, hört auch die Freundschaft auf. Wahre Freunde betrachten sich unter einander aus einem anderen Gesichtspunkt. Wenn sie auch Vergnügen in dem wechselweisen Umgang suchen, so vermeiden sie doch alles, was den Schein eines gröberen Eigennutzes hat.

Diese Gattung der Stärke äußert sich am meisten bey jenen, die sich durch Schmeicheln oder andere Kunstgriffe in die Gunst eines Grossen eingeschlichen haben. Auf einmal sind sie so groß, als ihr Patron ist, und wie nieder-

träch

trächtiger die Mittel waren, wodurch sie dazu gelangt sind, desto mehr werden sie sich gegen andere suchen schadlos zu halten; oder auch bey jenen, die mit vielen in einer besondern Verbindung und Gesellschaft stehen. Jeder zählt auf die Kräfte der ganzen Gesellschaft, jeder sieht in einem jeden anderen Mitglied seinen Beschützer, der geringste unter ihnen hüllt sich ein in die Verdienste aller großen und kleinen Männern, die die Gesellschaft jemals hervor gebracht hat.

Achtes Kapitel.

Von der Ehre, als einem Theil der Stärke.

Es rechnet noch ein jeder zu seiner Stärke den Ruf und gute Meynung, worin er bey anderen steht. Da es so wenige giebt, die entweder im Stande sind, fremdes Verdienst einzusehen, oder sich die Mühe dazu nehmen, so ist es gewiß ein großer Behuf, wenn das Publikum eine vortheilhafte Meynung von jemand gefaßt hat. Obschon es auch anderer seits nicht minder scheint wahr zu seyn, daß ein günstiges Urtheil anderer an sich schon etwas vergnügendes für uns hat, wenn es auch ohne Rucksicht auf die Folgen betrachtet wird. Wir wollen hier nur einige

Betrach-

Betrachtungen einstreuen, wodurch mehr Licht über diese Materie wird verbreitet werden.

So viel scheint ausgemacht zu seyn, daß der erste Ton des Menschen auch noch in der Wiege der gebietende ist. Er tritt mit allen Ansprüchen des entschlossensten Despoten in diese Welt. Alles was er verlangt, **muß** er haben, was er will, **muß** seyn. Er herrscht so viel und so lang, als er kann. Er wird sich nicht aus seinem Besitze treiben lassen, als durch wiederholte Erfahrung, daß er andere nicht zwingen kann, seinen Willen zu thun; ja manche behaupten sich in ihrer kleinen Monarchie, die sie unter den ihrigen haben wissen aufzurichten, bis auf ihre letzte Stunde. Den nämlichen Despotismus, mit welchem sie Anfangs ihre Aeltern, Mägde und Bediente beherrscht haben, üben sie in der Folge über ihre Kinder, und alle andere aus, die das Unglück haben ihnen untergeben zu seyn.

Da er aber nicht bey allen damit auslangen kann, ihrer aber dennoch oft bedürftig ist, so muß er auf andere Mittel denken. Es fällt ihm leicht ein, daß wenn sie seine Wohlfarth beförderen sollen, sie Wohlgefallen an seinen Eigenschaften, Thun und Lassen, Hochachtung, Neigung und Liebe gegen ihn haben müssen. Dadurch entsteht nothwendiger weise die Begierd nach der Ehre, oder ein Verlangen, daß andere solche Begriffe von seinen Vollkommenheiten haben möchten, woraus die er-

wähnten Empfindungen entspringen. Setzen wir aber den Fall, daß der Mensch gar keiner fremden Hülfe bedürftig wäre, so würde er sich auch wenig um ihre Achtung bekümmern.

So viel bleibt aber doch auch wahr, daß die Achtung anderer und die Ehre etwas an sich vergnügendes für den Menschen hat, und daß eben dieses Vergnügen, wenn es einmal ist verkostet worden, an sich schon ein genugsamer Beweggrund zu Handlungen seyn könne. Gleichwie der Mensch zur Thätigkeit und Verwendung seiner Kräfte Anfangs durch seine Bedürfnisse gebracht wird, in der Folge aber das damit verbundene Vergnügen ohne weitere Absichten ihn zum Gebrauch seiner Kräfte antreiben kann.

Nicht so bald fängt der Mensch an eigene Vollkommenheit zu fühlen, als er dieses Gefühl, so wie er es hat, anderen mittheilen möchte, oder vielmehr glaubt, sie hätten es schon, weil ihre übrigen Gefühle meistens mit den seinigen überein stimmen. Es kömmt ihm daher ganz fremd vor, wenn er das Gegentheil wahrnimmt, besonders da dieses Gefühl bey ihm am stärksten, und wo er sich dünkt am untrüglichsten zu seyn. Wieder eine Täuschung, die aus der üblen Anwendung einer an sich guten Art zu schliessen, nämlich der Analogie entsteht. Von dieser verführt meint er, sie müßten mit eben so viel Vergnügen an seine Vollkommenheiten denken, als Er —, sie

müßten

müßten eben so sehr mit ihm und seinen Thaten beschäftigt seyn, als Er.

Cicero, als er Rentmeister in Sicilien war, und bey einer grosen Theurung viel Getraid nach Rom geschickt hatte, bildete sich ein, man werde zu Rom nun von nichts als dem Rentmeister in Sicilien reden. Er wunderte sehr, als er sahe, daß der erste Römer, den er zu Pozzuolo antraf, nicht einmal wußte, daß Cicero Rentmeister in Sicilien gewesen. (s) Die ganze Stelle ist lesens werth und ein sehr naives Gemählde des menschlichen Herzens.

(s) Non vereor, ne mihi aliquid, judices, videar arrogasse, si de quæstura mea dixero. Quamvis enim illa floruerit, tamen eum me postea fuisse in maximis rebus arbitror, ut non ita mihi multum sit ex quæsturæ Laude repetendum. Sed tamen non vereor, ne quis audeat dicere, ullius in sicilia quæsturam aut gratiorem, aut clariorem fuisse. Verè, me hercules, hoc dicam: sic tum existimabam, nihil homines unquam aliud Romæ, nisi de quæstura mea loqui. Frumenti in summa Caritate maximum numerum miseram: negotiatoribus comis, mercatoribus justus, municipibus liberalis, soeiis abstinens, omnibus eram visus in omni officio diligentissimus. Excogitati quidam erant a Siculis honores inauditi. Itaque hac spe discedebam, ut mihi populum R. ultro omnia delaturum putarem. At ego, cum casu diebus iis itineris faciendi causa decedens è Provincia Puteolos forte venissem, cum plurimi solent esse in iis locis, concidi pæne, Judices, cum ex me quidam quæsisset, quo die Roma exivissem, & num quid in ea esset novi. Cui cum respondissem, me è provincia decedere: etiam me hercules, inquit, ut opinor, ex Africa. Huic ego jam stomachans fastidiose, imo ex Sicilia, inquam. Tum quidam, quasi qui omnia sciret, quid? tu nescis, inquit, hunc Syracusis quæstorem fuisse? quid multa? destiti stomachari & me unum ex iis feci, qui ad aquas venissent. Pro Cn. Plancio.

Wenn uns aber eine gänzliche Gleichgültigkeit anderer mißfällt, so mißfällt uns gewiß mehr ein wiedriges Urtheil von uns. Wir empfinden schon Mißvergnügen, wenn jemand unseren theoretischen Meynungen widerspricht, obschon wir keinen Schaden davon zu gewärtigen haben, genug! daß er uns eines Irrthums und damit einer Schwäche beschuldigt, welchen Begriff wir nicht ertragen können, wenn er auch mit dieser Einschränkung als ein Begriff, den ein dritter von uns hat, in uns vorhanden ist. Noch weniger aber können wir gedulten, wenn das fremde Urtheil mit unsern Gefühlen nicht überein stimmt, weil wir uns dabey mehr Untrüglichkeit beylegen, als bey den Urtheilen. Der ganze innere Mensch müßte in Zerrüttung seyn, wenn er seinen Gefühlen nicht mehr trauen dürfte.

Da wir dieses unmöglich von uns denken können, so muß sich der andere gefallen lassen, wenn man es auf ihn anwendet, und ihm entweder die äußerste Schwäche und Blödsinnigkeit im Verstande, oder die äußerste Bosheit im Willen zumißt, als einem Menschen, der bey hellem Tage nicht sehen will, damit er anderen nicht müsse Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Menschen von feinerm Geschmack werden allzeit das Urtheil eines einzigen Kenners dem Urtheil einer ganzen Menge von Leuten, die ohne Kopf urtheilen, vorziehen, wenn ihnen

auch der erste nichts nutzen kann. Oft gefällt uns das Urtheil eines Ausländers, eines Menschen der durch Religion, und Erziehung von uns unterschieden ist, weit mehr, als das Urtheil unserer Freunde, gewiß aus keinem anderen Grunde, als weil wir es für unpartheyischer halten.

Das Gefühl eigener Vollkommenheiten, obschon es am tiefesten in der Seele liegt, und am allerwenigsten zu verdringen ist, hat doch dieses mit anderen gemein, daß es oft durch die Zeit, oft durch das Gefühl wirklicher Unvollkommenheiten geschwächt wird; hingegen bekömmt es durch das vortheilhafte Urtheil anderer wieder ein neues Leben, und eben deswegen muß uns ein solches, das mit mehr Einsicht gefällt ist, oder ein sicherers Gepräge der Unpartheiligkeit auf sich hat, allzeit mehr gefallen.

Manchmal wird uns durch ein solches Urtheil eine Seite an uns gezeigt, die wir gar nicht, oder wenigstens nicht in diesem Lichte bemerkt haben, oder werden wir doch an unsere Vorzüge erinnert, welches allzeit eine Quelle des Vergnügens für uns ist. Dergleichen Urtheile sind uns auch ein ungemeines Verwahrungsmittel gegen andere widrige, welchen niemand entgehen kann. Diese haben allzeit etwas kränkendes für uns, wenn wir auch die Falschheit offenbar einsehen, noch mehr aber wenn sie einigen Grund haben.

Der Einfluß, welchen sie in das unsrige haben, ist bewunderungswürdig, besonders wenn sie von mehreren unterstützt werden, oder wenn wir sie oft hören müssen. Die wenigsten Menschen sind im Stande lang dagegen auszuhalten, wenn sie nicht von einer anderen Seite verwahrt werden. Die Gefühle sogar können dadurch geschwächt oder gar verdrungen werden. Pascal behauptet, daß, wenn man einem immerfort sagte, er sey närrisch und verruckt, er es zuletzt glauben würde.

Bey unserm Denken geht vieles bloß mechanisch zu, wovon wir keine Ursachen angeben können. Was wir oft denken, oder oft hören, glauben wir zuletzt, ohne zu wissen, wie uns dabey geschieht. Wenn wir auch bey der ersten Verbindung gewisser Begriffe, selbsten wohl eingesehen haben, daß kein mit demselben übereinkommender Gegenstand außer uns vorhanden sey, so nehmen wir sie doch unvermerkt, wenn sie oft beysammen stehen, für wahr an. Hier sehen wir also Grundes genug, warum anderer gute Meynung von uns Wohlgefallen erregen kann.

Wir dehnen auch vermög der Ehre unser Wesen auf einige Art aus. Unsere Sphäre ist uns allzeit zu eng. Nichts ist dem Menschen unerträglicher, als die Erinnerung seiner Einschränkung. Dadurch aber wird unser Selbst gleichsam vervielfältigt, wenn wir die Begriffe von eigener Vollkommenheit in andere übertragen.

Ueber-

Ueberhaupt besteht unser Leben in nichts, als dem Bewußtseyn unser Selbst, wenn andere unserer bewußt werden, und wenn sie sich unser Selbst denken, so wie wir es denken, so haben wir gleichsam ein neues Leben. Auf diese Art können wir auch nach dem Tode leben, wenn andere unser Bewußtseyn fortsetzen. Dieses macht einen Ersatz für die kurze Dauer unseres Leben. Bey manchen ist die Begierde nach dieser eingebildeten Fortsetzung so stark; daß sie ihr eigenes Bewußtseyn entweder freywillig aufgeben, oder sich der Gefahr aussetzen, solches zu verlieren, um nur in anderen Menschen zu leben. Die Erfahrung lehrt uns noch täglich, daß eben diese Begierde das stärkste Gegengewicht der sinnlichen Vergnügungen, und des Eigennutzes sey. Ich sehe also gar nicht ein, wie geleugnet werden könne, daß die Ehre an sich etwas vergnügendes habe.

So viel bleibt aber auch gewiß, daß der Mensch mit seiner bereits erworbenen Ehre meistens auch den Begriff des Vortheils, den er daraus ziehen kann, verbindet. Dieser ist um so wichtiger, da er nicht durch Niederträchtigkeit erkauft wird, indem wahre Ehre ordentlicher weise allzeit die Folge des wahren Verdienstes ist.

Neuntes Kapitel.

Vom Glück als einem Theil der Stärke.

Endlich bringt der Mensch auch das Glück mit in Rechnung, wenn es auf den Erweiß seiner Stärke ankömmt. Ein wunderliches Phantome, so aber im Grund nichts anderst ist, als eine Folge seines Grundsatzes daß alles in der Welt übereinstimmend seyn müsse: Nach diesem glaubt er, Ihm müsse vermöge seiner ersten Anlage und seiner Ursprünglichen Vollkommenheiten alles nach Wunsch gehen, Himmel und Elementen, lebende, und leblose Geschöpfe müssen sich nach seinem Willen richten. Schon genug, daß ein Cäsar auf der See sich befindet, nun müssen sich die Wellen legen, die Winde müssen sich ruhig halten, das Glück Cäsars muß allein schon genug seyn, den Schiffleuten alle Furcht zu benehmen.

Es braucht eben nicht viele glückliche Erfolge, um ein solches Gefühl in uns hervor zu bringen. Die Anlage bringt ein jeder mit sich auf die Welt, die gröste Nahrung bekömmt es aber, wenn wir dort glücklich sind, wo andere um die nämliche Sache buhlen. Nicht sowol der Gewinn, macht bey dem Spieler die Köstlichkeit des Vergnügens aus, als der Vortheil den sein Selbstgefühl daraus zieht. Der

sicherste

sicherste Beweis, daß er ein viel vortrefflicheres Wesen sey, als seine Spielgesellen, ist das Glück, das ihm vor anderen günstig ist, denn daß ihm solches gebühre, daran wird er wohl nicht zweifeln.

Solche Menschen sind hernach im Stande bis auf das kindische mit ihren Glückseinbildungen auszuschweifen. Schon ihre Gegenwart muß Glück bringen, wenn Sie zugegen gewesen wären, hätte sich dies und jenes nicht zugetragen, und nun muß alles gut von statten gehen, weil Sie da sind.

Wenn sie auch durch mehrere Zufälle das Gegentheil belehret werden, so kommt es ihnen doch außerordentlich hart an, diese Einbildung aufzugeben, und schwinden zu lassen. Das Glück ermüdet viel eher dem Menschen zu helfen, als sein Zutrauen auf dasselbe.

Wenn er sich auch für unglücklich ausgiebt, so ist es vielmehr von dem vergangenen zu verstehen. Für das zukünftige behält er sich sein Recht im Sinne vor. So oft er sich auch vorgenommen hat, gewisse Dinge nicht mehr zu wagen, so wird doch bald die Hoffnung in ihm wieder aufkeimen, so bald die nämlichen Gelegenheiten wieder kommen. So wenig als er sich bereden kann, daß er unvollkommener als andere, so wenig kann er sich bereden, daß er unglücklicher sey.

Zehentes Kapitel.

Wirkung der Einbildungskraft auf das Gefühl der Stärke.

Zuletzt vertritt auch hier die Einbildungskraft meisterlich ihre Stelle. Wenn wir die Menschen hören, so hat keiner Gelegenheit genug, seine Kräfte zu zeigen. Die Welt mißkennt immer das wahre Verdienst, sagen sie, und fast allzeit unglücklich in ihrer Auswahl, wird sie nur selten Talente an ihr rechtes Ort setzen.

Da nun auf diese Art den meisten die Gelegenheiten benommen werden, große Dinge zu verrichten; so schaft ihnen die Einbildungskraft neue Schauplätze, wo sie ihre Kräfte nach belieben versuchen können. Der eine wird General, macht Planen, entwirft Feldzüge, und schlägt seine Feinde öfter, als Alexander und Cäsar gethan haben. Der andere legt Colonien an, die endlich den größten Reichen furchtbar werden, Republicken, die so vollkommen sind, daß ihnen die Platonische nachstehen muß. Ein anderer fängt an im kleinen zu handeln, setzt zuletzt Engel- und Holländer in Verlegenheit. Ein anderer wird Poete, sagt sich im Ernste, was Horaz von sich gesagt hat, und so viele andere denken: **Mein Name wird ewig dauren**, der

Colcher, der unverzagte Dacier, der entfernte Geloner, der erfahrne Spanier und Gallier werden meine Verse lernen.

Non ego obibo.
Me Colchus, & qui diſſimulat metum
Marſæ cohortis Dacus, & ultimi
Noſcent Geloni: me peritus
Diſcet Iber, Rhodanique potor.
HORAT.

Dieses Gedankenspiel ist oft dort am stärksten, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Die Unthätigsten unter den Menschen sind ihm mehr ergeben, als große und feurige Geister. Diese müssen nahrhaftere Gedanken haben. Nur solche freuen sie, deren Gegenstände noch zu dem Wirkungskreis ihrer Kräfte gehören. Sie sind zu sehr mit näheren Absichten, die ihnen Stoff zur wirklichen Verwendung ihrer Kräfte darbieten, beschäftigt. Man kann daher behaupten, so wunderlich es auch klingen mag, daß bey unthätigen Menschen, die sonst noch so klein zu seyn scheinen, das Gedankensistem meistens weitschichtiger sey, als bey großen Geistern. Manchmal fügt es sich, daß sie wirklich in eine Lage kommen, wo sie Gebrauch davon machen können, und alsdenn finden sie manches vorgearbeitet. Unter den vielen nur zum Spielwerk gemachten Verbindungen der Dinge, ist leicht eine oder die andere, die zur Wirklichkeit kann gebracht werden.

Diese Gedanken haben allzeit eine ihnen eigene Art der Wahrscheinlichkeit, denn offenbare Falschheit kann nie ein Vergnügen erwecken. Die Verbindungen der Dinge werden doch allzeit nach gewissen Regeln eingerichtet, damit nichts widersprechendes herauskomme. Sie sind daher nicht ohne Vollkommenheit, und das Gefühl eigener Kräfte kann dadurch wirklich gehoben werden. Wenn ein solcher auch zuletzt seine Projekten den Winden Preiß giebt, so bleibt doch meistens jener höhere Ton, worauf das Selbstgefühl dadurch ist gestimmt worden, zurück, so wie das Saiteninstrument auf dem Ton stehen bleibt, den man ihm während der Musick gegeben hat, und denselben bey der ersten Bewegung wieder von sich giebt.

Wenn es nur nicht dazu kömmt, daß er ganz glaubt jenes zu seyn, was er so oft gedacht hat, und nur nicht so offenherzig ist, daß er sich hierüber blos giebt, eine Sache die bey einer gewissen Beschaffenheit der Nerven leicht geschehen kann, daß sie die Lage, in die sie zu oft sind gebracht worden, nicht wieder fahren lassen. Alsdenn wird man für ihm besorgt seyn, ihm einen anderen Ort zu seinem Aufenthalt anzuweisen, und jene werden sich am meisten über ihn wundern, welche ihm am meisten gleichen.

Man wird leicht hieraus sehen, daß der Unterschied zwischen einem förmlichen Narren,

und dem nächst angränzenden Gecken (Fat) eben nicht so gros sey, als man sich gemeiniglich einbildet, daß er meistens nur in der Offenherzigkeit des einen, und in der Bescheidenheit des anderen bestehe, der die Kunst besitzt, nicht so deutlich merken zu lassen, was er sich dünkt zu seyn. Wenn nur nichts dazwischen kömmt, dessen Falschheit jederman in die Augen fällt, so wird ihn das Publikum noch immer seiner Gesellschaft würdig halten.

Aus dem verschiedenen Verhältnisse der wirklichen Kräfte, und der verschiedenen Wirkung der Einbildungskraft müssen auch verschiedene Stellungen, Mischungen und Nuanzen entstehen, also daß es viel leichter seyn muß, das ganze Naturreich mit allen Insekten gehörig zu klassificiren, als alle Gecken in ihre gehörige Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt aber wäre nichts angenehmer als die Geschichte eines jeden besonders zu kennen, und einzusehen, auf was Weise er zu einer solchen Größe gelangt. Nur müßte sich der Zuschauer erst selber haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und nun wer dieses gethan hat, der fange an und klassificire.

Vierter Abschnitt.

Einfluß der Sittlichkeit auf das Selbstgefühl.

Erstes Kapitel.

Berichtigung des Selbstgefühls.

Wir haben nun den Menschen betrachtet, wie er an sich ist. Wären aber auch seine natürliche Anlagen noch so groß, seine Gefühle noch so edel, seine Kräfte noch so vortrefflich; so ist er doch nicht Mensch genug, so lang er allein blinden Trieben folgt. Nur wenn seine willkührige Handlungen durch Ueberzeugung, eigene Wahl und vernünftige Beweggründe hervor gebracht werden, wenn sie mit seiner Bestimmung gänzlich überein kommen, wenn er im ganzen genommen ist, **was er seyn soll**, wenn er dieses aus eigenem vernünftigen Bestreben ist, hat er die letzte Stufe menschlicher Hoheit erreicht.

Um

Um dieses ins Werk zu richten, ist ganz klar, daß er sich zuerst kennen, sich nach Verdienst schätzen, und sein Selbstgefühl in Ordnung bringen muß, da dieses die Hauptquelle seines Vergnügens und Mißvergnügens, die Ursache der meisten moralischen Irrthümer, und der Ausartung seiner Gefühle sowohl als Begierden ist, je nachdem es eine Beschaffenheit hat.

Ueberhaupt aber geht es dem Menschen mit seinem Selbstgefühl, wie mit seinem Körper. Dieser wächst, bekömmt Theil, und verliert ohne zu wissen wie ihm geschieht, und nur da er zu einer gewissen Größe gelangt ist, bemerkt man die Veränderung. So nimmt auch das Selbstgefühl unvermerkt ab und zu. Bald ist der Mensch stolz auf ein Sache, die er sonst verachtet, bald schämt er sich dessen, so einstens seinen größten Stolz ausgemacht hat. Doch bleibt das Bestreben nach Größe, Stärke, und Hoheit allzeit das nämliche, und nur, wenn er nach gewissen Zeitumlauf das ganze mit einem philosophischen Auge betrachtet, wundert er, wie er dazu gekommen.

Um so größer ist aber auch das Unternehmen, wenn er sich unpartheyisch richtet, das wahre vom falschen unterscheidet, und mit unerschrockenen Muth von seinem Selbst trennt, was nicht dazu gehört. Es kömmt uns nicht so hart an, eine Begierde aufzuopferen. Dieses geschieht meistens nur für einzelne Fälle. Es bleiben

noch

noch andere übrig, wo der Ersatz gemacht werden kann; oder wir thun es nur, um ein grösseres Gut in der Folge zu erwerben. Hingegen eine Einbildung, deren Falschheit entdeckt ist, verschwindet für allzeit. Sie ist nicht mehr, Sie, die so viel Vergnügen gebracht hat. Es ist schon hart einen Irrthum bekennen, noch mehr einen geliebten Irrthum, einen Irrthum, den wir so lang gehegt, daß wir nicht einmal den Ursprung davon wissen anzugeben, einen Irrthum mit dem wir zugleich einen Theil unserer Hoheit und unseres Vergnügens, einen Theil unseres Selbst müssen aufopfern.

Wäre es nicht besser dem Menschen in seinem angenehmen Selbstbetrug dahin leben lassen? Genug, daß auch Thoren mit sich vergnügt sind, und Troz der Vernunft, vergnügter als der Weise. Mit jeder Thorheit die ihnen benommen wird, entgeht ihnen eben so viel Vergnügen, und wenn man ihnen alle benehmen will, wie viel kann man denn hoffen, daß übrig bleiben wird? Wie entblößt von all ihrer Vortrefflichkeit und Hoheit, wie unzufrieden mit sich würden alle Helden, Originalen und Subalternen, die Erasmus (t) auftretten läßt, da stehen, wenn sie alle von ihrer Thorheit sollten geheilt werden?

Allein dessen ungeachtet müssen wir doch zuerst auf die Berichtigung des Selbstgefühls bedacht seyn. Wenn der Mensch ganz zur Einsamkeit

(t) Siehe das Elogium Moriæ.

samkeit geschaffen wäre, wenn er so wie ein Selkirk sein Leben auf der Insel Juan Fernandez zubringen müßte; so liesse sichs noch thun, daß er sich den Mittelpunkt aller Vollkommenheit, den Besten, Weisesten, und Gelehrtesten auf dem Erdkreis, daß er sich Kaiser und König zu seyn dünkte. Allein da er mit anderen leben muß, da seine Glückseligkeit von der Einrichtung dieses gesellschaftlichen Lebens unzertrennlich; muß er sich wohl eines anderen besinnen. Hier ist kein Verlust; denn was er auf einer Seite fahren läßt, gewinnt er auf der anderen in Uebermaas. Wie mehr er sich wird Gerechtigkeit wiederfahren lassen, desto mehr wird er von anderen zu gewarten haben. Um vernünftige Hochachtung von anderen, Wohlwollen, Liebe und Freundschaft zu erhalten, lauter Nahmen die das Opfer aller möglichen Eitelkeit verdienen, muß er seine lächerliche Ansprüche aufgeben, er muß sich zu erst vernünftig schätzen.

Aber auch auf Seiten des Vergnügens ist kein eigentlicher Verlust; denn was so zusagen an der Ausdehnung desselben verlohren geht, wird an der inneren Stärke und Köstlichkeit gewonnen. Wenn unsere Kräfte und Vollkommenheiten bloß in der Einbildung bestehen, so kann es nicht anders seyn, als daß in Gelegenheiten, wo wirklicher Gebrauch davon zu machen, oder im Kontrast mit andern wahren Besitzern davon, solche vom Grund

aus erschüttert, und die Einbildung in Verwirrung gebracht wird, eine Sache die viel kränkender für uns ist, wenn uns ein Irrthum durch fremde Hände gegen unsern Willen benommen wird, als wenn wir uns selbst davon losmachen, gleichwie der Pfeil, der aus der Wunde mit Gewalt gerissen wird, mehr Schmerzen verursacht Hingegen darf jener, dessen **Selbstgefühl** sich nur auf Wahrheit stützet, aller Orten erscheinen. Trift er Menschen an, die vollkommener sind als er, so läßt er ihnen Gerechtigkeit wiederfahren, gleichwie er sich gethan hat. Er nimmt Theil an ihrer Größe, und läßt allen angenehmen Gefühlen, die durch Vollkommenheit rege gemacht werden, ihren Lauf.

Da er seine Kräfte kennt, so unternimmt er nichts, was dieselbe übersteigt. Er wird also nicht zu besorgen haben, daß er in Mitte des Werks unterliegen, und dadurch seine Schwäche zeigen werde. Ihm ist auch erlaubt, einen Zuschauer über alles außer ihm abzugeben, Thorheit mit ihrem Nahmen zu nennen, und zu lachen, wo es die Gegenstände mit sich bringen. Liegt aber hierin nicht mehr Größe, als in thörigten Einbildungen?

Solches aber glücklich auszuführen, ist freylich nicht das Geschäft eines jeden. Es wird schon eine natürliche Stärke des Geistes, es wird Muße, es wird Uebung im Nachdenken über sich selbst, es wird eine nicht zu er-

müdende

müdende Geduld erfordert, um sein Selbst zu zergliedern, die ganze Geschichte davon zurück zu rufen, und das wahre vom falschen abzusondern. Es giebt noch ein Mittel, welches jeder leicht gebrauchen kann. Solches besteht darin, daß man durch fremde Thorheit, die eher ins Auge fällt, die eigene heile. Andere sind Menschen — wie Ich. Dieser Gedanke ist der kräftigste, um unsern Unsinn, als wenn wir die vollkommensten unter allen wären, denn auf diesen lauft doch zuletzt alles hinaus, zu vertreiben. Es kömmt nur darauf an; daß wir die ganze Heilkraft desselben suchen zu erfahren. Man denkt sich zwar jeden andern, als einen Menschen, allein der mit diesem Wort verbundene Begriff stellt höchstens ein Thier, das aufrecht geht mit zwo Händen und Füßen, nicht aber das innere des Menschen vor. Wenn wir letzteres dabey anschauend dächten, müßte er auf unser ganzes Gedankensisteme und Betragen den mächtigsten Einfluß haben.

Ein Mensch wie Ich — der sich eben so für den vollkonmensten hält als Ich — wenn mir dieses ungeräumt vorkömmt, warum nicht an mir. Ein Mensch, der mit einer eben so großen Atmosphäre von Ansprüchen, Rechten, Aussichten, und Planen umgeben ist, wie Ich, — wenn Ich ihn aber in diesem Aufzug höchst lächerlich finde, warum nicht mich selber? der eben so vergnügt mit sich, der eben

so zufrieden ohne mich zu kennen, als Ich ohne ihn zu kennen. — Warum soll mich seine Gleichgültigkeit in Ansehung meiner befremden, da ich die meinige in Ansehung seiner so leicht begreiffe? Ein Mensch der so klein er von aussen scheint, innen eine ganze Welt mit sich trägt, in der er die gröſte Thaten verrichtet, kurz, der eben die Schimären im Kopf hat, als andere, die noch so sehr über ihn erhoben sind — wenn mir nun dieses Thorheit scheint, warum suche ich nicht meine zuerst zu heben?

Durch diesen Gedanken allein würden die meisten Beleidigungen, so die Menschen einander anthun, wegfallen. Sie sind nicht so boshaft, wie man insgemein dafür hält. Wenigstens hat die Bosheit den Einfluß in ihr Betragen nicht, als man sich einbildet. Sie glauben nur anderen ihr Recht zu thun, und wenn die andere eben so von sich dächten als sie von ihnen, wäre es auch in der That so. Deswegen wundern sie, daß sich andere beleidigt finden; daß sie nicht die erste sind, die die Artigkeit des noch so beissenden Scherzes, den man mit ihnen zu treiben beliebt, bewunderen; daß sie nicht selbst bekennen, sie seyen recht kleine, verachtungswürdige Geschöpfe, die sich müssen gefallen lassen, was man mit ihnen machen will.

Dieser Gedanke kann uns auch auf den rechten Weg leiten, um zu wissen, wie wir

den Menschen überhaupt zu beurtheilen haben. Es ist eine Modesprache der heutigen Philosophie, den Menschen insgemein zu verschreyen, so viel man kann. Bald soll er nicht viel besser seyn, als die übrigen Thiere, bald setzt man ihn noch unter diese. Er ist boshaft, ungerecht, eigennützig, wenn er kann, zu allen Arten von Ausschweifungen aufgelegt, wenn er nur Gelegenheit hat, und keine Strafe zu fürchten hat. Aber gut: sind denn diese Herren, die sich so sehr über den Menschen beklagen, eben so sehr mit sich mißvergnügt, als mit anderen, haben sie den nämlichen Widerwillen gegen sich, als gegen andere? Wenn sie uns aufrichtig ihre Gesinnungen eröfnen wollten, würden wir sehen, daß sie unerachtet aller Merkmalen der Menschheit, die sie so gut als andere an sich tragen, sich noch immer liebenswerth finden; ja daß man eine gewisse Zärtlichkeit gegen sich selbst bey ihnen wahrnimmt, die man nicht einmal bey anderen findet.

Man mache den Versuch, und wende auf sie insbesondere an, was sie von dem Menschen insgemein sagen, und sehe wie sie sich verhalten werden. Noch Gnad genug, wenn sie einem unter den Insekten einen Platz übrig lassen. Wie possirlich der Verfasser des Candide gegen alle seine Gegner sich verhalten, ist bekannt genug. Auch Montagne, der so ofenherzige Montagne kann doch nicht bergen,

daß er sich mit allen seinen Mängeln, und Fehlern noch allzeit liebe.

Ist aber vielleicht die Tugend, welche sie vor anderen besitzen, die Ursache, daß sie sich mehr lieben? Wir können ohne diese nur zu oft zweydeutige Tugend zu untersuchen versichert seyn, daß der Grund ihrer Selbstschätzung jenes ursprüngliche Wohlgefallen an sich selber sey, so sie mit allen Menschen gemein haben; ingleichen daß sie ihr Selbst geliebt, so wie sie es aus den Händen der Natur empfangen haben, ohne noch an einige Verbesserung desselben zu gedenken, und noch immer lieben, ohne eben mit dieser Verbesserung weit gekommen zu seyn. Oder sollten sie vielleicht weniger Mängel und Unvollkommenheiten haben, als andere Menschen? Aus ihrer Sprache liesse sich vielmehr das Gegentheil abnehmen. Wenigstens merket Seneca an, daß jene, die gegen alles so aufgebracht sind, es nicht seyn würden, wenn sie keinen Vortheil davon hätten.

So viel bleibt allzeit gewiß, daß sie sich ihre Mängel, wenn sie deren haben, leicht verzeihen, und daß sie noch immer mit sich zufrieden seyn, so wie sie sind, warum sollen sie nicht auch mit den übrigen Menschen zufrieden seyn, so wie sie sind, es ist doch im Grunde wenig Unterschied. Die Frag ist nur von mehr oder weniger.

Wenn wir mit uns selber fertig sind, ist das erste, daß wir unser Selbstgefühl loswinden

winden vom fremden Urtheil. So lang wir von diesem abhängen, muß es unstät, veränderlich und ungewiß seyn. Denn hier läßt sich das Publicum nicht mit uns in eine Klasse stellen. Bey wahrem Verdienste ist uns der eigene Beyfall gewiß, das Gutheissen des ersten aber außerordentlich ungewiß. Wenn das Publicum ganz aus Männern von Einsichten, aus Kennern ohne Partheylichkeit bestünde; wäre es ein anders. Allein manchmal ganz Pöbel, ganz von einem Kopf geleitet, dessen ganzes Verdienst mehr Dreistigkeit ist, sich niemal gleich, allzeit veränderlich verdient es lang nicht; daß wir ihm unser eigenes Gefühl und mit ihm unsere Ruhe aufopfern.

Bey allem dem ist es fast unglaublich, wie stark fremdes Urtheil auf uns wirke. Ist es vortheilhaft für uns, so hebt es das Selbstgefühl ungemein. Wir bleiben uns immer etwas verdächtige Richter in Ansehung des eigenen Werthes. Hingegen scheinen uns andere allzeit unpartheyisch, so oft sie günstig von uns urtheilen, und niemal einsichtiger. Fühlen wir auch, daß sie die Sache übertreiben, so ist ihr Irrthum allzeit unschuldig.

Ist aber das fremde Urtheil nicht vortheilhaft; so sind wenige die es vertragen können. Das innerste der Seele wird dadurch aufgebracht. So natürlich auch die Sache zugeht, so kann doch der Verstand ein so schiefes Urtheil nicht begreiffen, alle Gefühle empören sich,

der gefaßte Unwillen dringt sogar bis in das Selbstgefühl, und schwächt das ordentliche Vergnügen, so der Mensch an sich selbst zu haben gewohnt ist. Wird das fremde Urtheil von mehreren unterstützt, so lauft es Gefahr, eine gänzliche Veränderung zu leiden. Der Grund davon ist in den allgemeinen Erziehungsanstalten der Natur selbst zu suchen. Als Kinder bekommen wir Sprache nebst den meisten Begriffen, und Urtheilen von Fremden. Das erste ist die Sprache. Da uns eine anhaltende Erfahrung lehrt; daß wir nicht irre gehen, wenn wir uns an jene halten, die um uns herum sind, so dehnt sich dieses von selbsten vermög der Analogie auf die Begriffe und Urtheile aus. Hierzu kommt auch das Gefühl der Harmonie, welche wir aller Orten meistens aber in Ansehung der Worte der Menschen mit ihren Gedanken, und dieser in Ansehung der Sachen voraus setzen, besonders so lang wir wenige Erfahrung und Weltkenntniß besitzen. Dadurch gewöhnen wir uns, fremden Urtheilen zu folgen, und diese Gewohnheit wird so stark; daß zuletzt auch die widrigsten einigen Einfluß auf uns haben, und wenige anzutreffen sind, welche gegen herrschende Meynungen lang auszuhalten vermögen.

Es ist also wahre Größe, wenn es einer dahin gebracht hat, daß er von niemand, absonderlich bey dem Gefühl seines eigenen Wer-

thes, als von sich selbst abhangt. Eine kleine Seele, die sich nicht so viel schätzt, daß sie zuerst eigenen Beyfall sucht zu erwerben, und hernach fremden; oder die fremden Beyfall nicht vielmehr als den Pendant zum eigenen, als den eigenen zum fremden ansieht. Muß es nicht an wahrem Verdienste im höchsten Grad mangeln, wenn die eigene Seele noch unschlüssig ist, was sie aus sich machen soll; und wer kann sich füglicher als Richter darstellen, als wir selbst, die wir allein unsere wahre Gesinnungen, und hauptsächlich unsere Absichten, die die Seele der Handlungen sind, einsehen?

Ist es uns aber dadurch erlaubt in Ansehung der Meynung, die unsere Mitbürger von uns haben, ganz gleichgültig zu seyn? so lang wir in bürgerlicher, ja nur menschlicher Gesellschaft leben, ist es allzeit ein Verlust für uns, wenn das Publicum eine ganz widrige Meynung von uns hegt. Wenn es auch sonst um keiner Ursache willen wäre, so ist dieses schon genug, daß uns eine solche Meynung außer Stand setzt, unsern Mitbürgern nützlich zu seyn. Eine Philosophie, die auf Kosten eines Vermögens getrieben würde, das jedem Redlichgesinnten das angenehmste seyn muß, wäre gewiß die beste nicht. Ein Diogenes, der sich mit einer Tonne als einer Wohnung begnügt, und sonsten sich von allen gesellschaftlichen Verbindungen und Rechten loszählt, darf sich freylich etwas mehrers heraus nehmen.

Der Künstler nimmt das Publicum noch einiger massen zum Richter an, und bewirbt sich um dessen Beyfall, obschon er die Unwissenheit des größten Theils davon, und die Verschiedenheit des Geschmacks einsieht. Um so mehr dörfen wir dieses in Ansehung unserer Handlungen thun; da sich das ursprüngliche Gefühl vom Guten und Bösen noch reiner und bestimmter bey dem großen Haufen erhält, als das Gefühl des Schönen.

Nur in der Anwendung wird der Irrthum begangen, nicht aber in den Grundsätzen. Jener Gleisner der auf eine Zeitlang durch den künstlichenFerniß der Tugend allgemeinen Beyfall erwirbt, würde ein Scheusal ganzer Länder seyn, wenn man sein Herz kännte. Auch sogar der Lasterhafte liebt die Tugend, wenn sie ihm in ihrer natürlichen Gestalt gezeigt wird, und dies ist ihr größter Triumph.

Der öffentliche Beyfall darf aber nicht die Absicht unseres Thun und Lassen seyn, sondern jener, der wahrhaft gros denkt, sollte vielmehr durch das Gefühl der inneren Güte und Schönheit tugendhafter Handlungen bestimmt werden. Erfolgt hernach fremder Beyfall, so nimmt er ihn an, als eine willkührige Belohnung, welche ihn itzt um so mehr freut, je weniger er sich darauf Rechnung gemacht hat. Erfolgt er aber nicht, so ist er durch eigenen Beyfall genugsam belohnet.

So nämlich wie es die letzte Stufe der Hoheit ist, wo der Mensch an sich hinreichen kann, wenn er dem mächtigen Winke des Urhebers der Natur folgt, ohne auf das mit gewissen Handlungen verbundene Vergnügen zusehen, so ist es die letzte, die der gesellschaftliche Mensch erreichen kann, wenn er ohne Rucksicht auf Ehre und Beyfall seinen Pflichten getreu verbleibt, wenn er der Gesellschaft dient, ohne von ihr gesehen zu werden. Cato, sagt Vellej. Paterculus, **hat niemal rechtschaffen gehandelt, damit er nur schiene so zu handeln.** (u) Hier an diesem Zug erkennen wir einen Cato. Auch war nichts einander ähnlicher als Cato und die Tugend, sagt der nämliche Schriftsteller: homo virtuti simillimus.

Hieraus folgt ohnehin, daß unser ganzes Gedankensistem und hauptsächlich die herrschenden Grundsätze, welche demselben Haltung und Richtung geben, so müssen beschaffen seyn; daß sie von der ganzen Welt können gesehen werden. Wer sich nicht getraut zu zeigen, wie er ist, wer allzeit etwas zu verbergen hat, ist gewiß nicht in allem, der er seyn soll. Wie edel, wie erhaben ist der Ausdruck eines Livius Drusus, da sich sein Baumeister anheischig machte, sein Haus so herzustellen, daß man von keiner Seite hinein sehen könnte. **Wenn du einige Kunst besitzest**, antwortete er, **so stelle es vielmehr**

(u) Qui nunquam recte fecit, ut facere videretur.

mehr also her, daß alles was ich thun werde, von allen könne gesehen werde. (x)

Wenn wir das Selbstgefühl vom fremden Urtheil in Ansehung des Beyfalls, den wir uns selber geben, loswinden müssen, so ist solches um so mehr nothwendig in Ansehung der Glückseligkeit, die wir uns zudenken. Da die Glückseligkeit angenehme Empfindungen voraussetzt, die Art zu empfinden aber in den meisten sehr verschieden ist, so kann nichts als das eigene Gefühl eines jeden entscheiden. Aber auch dieses Gefühl steht in sehr genauer Abhängigkeit von dem fremden Urtheil. Was viele suchen, das meynen wir, müßte auch für uns gut seyn.

Wir sind allzeit in Versuchung zu glauben, sie verstünden sich besser auf die Glückseligkeit, als wir, da wir besonders an der Aufrichtigkeit solcher Urtheile, welche von Begierden und unsäglicher Mühe begleitet werden, nicht zweifeln können. Auf solche Art folgen wir blindlings dem großen Haufen, der sich seiner Seits wieder durch Vorurtheile, Wahn und Irrthum leiten läßt. Und was das schlimmste dabey ist, sind wir fast allzeit uneins mit uns selber, zu Haus Philosophen, allein so bald wir wieder unter Leute kommen, eben das was andere Leute. Meistens haben wir zu wenig Herz es ganz mit

(x) Si quid in te artis est, ita compone domum meam, quidquid agam, ab omnibus perspici possit Vellej. Pater.

mit dem Publicum, oder ganz mit Uns zu halten. Wir sprechen, denken und fühlen anders, wenn wir unter Menschen sind, anders wenn wir allein sind.

Was aber diese Uneinigkeit am meisten unterhält, ist die schon bemerkte Furcht nicht für glücklich genug gehalten zu werden, wenn wir es nicht nach dem Geschmack des Publicum sind. Wir würden uns aber um dieses wenig bekümmern, wenn nicht die Ehre dazwischen käme; weil wir vermög des Grundsatzes von Harmonie förchten, andere möchten unsere Vollkommenheiten nach unserm äußern Zustand abmessen. Eine neue Probe, wie nothwendig es sey, das Selbstgefühl vom fremden Urtheil los zu winden.

Eben so nothwendig ist es auch daß wir das Selbstgefühl nicht von äußeren Gütern abhängen machen. Soll ich mich deswegen geringer schätzen, weil ein anderer reicher ist, als ich, oder weil er sich durch weiß nicht was für Wege höher geschwungen? Sind uns wohl diese Dinge sichere Gewährleister eines wahren Verdienstes? Es ist aber eine nothwendige Folge dessen, wenn ich mich selber nach demjenigen beurtheile, was ich von diesen Gütern besitze. Unser Verstand und Gefühle lassen sich nicht nach bloser Willkühr beherrschen. Was in einem Falle für sie gilt, das muß auch in einem andern, der dem vorigen ähnlich ist, gelten, wir mögen wollen oder nicht. Der Anfang

fang muß also von uns gemacht werden. So lang das Selbstgefühl an deu äußeren Dingen anklebet, ist es nothwendiger weise der Veränderung ausgesetzt, und kann sich nicht in seinem Ruhepunkt erhalten. Nach dem verschiedenen Druck, welchen es von außen bekömmt, wird sich seine innere Lage richten. Entweder ist der gesellschaftliche Mensch im Vortheil gegen andere, alsdenn wird es steigen; ist er es nicht, so wird es fallen, und er wird unruhig werden. Er wird wünschen so glücklich zu seyn als andere, indem er glaubt eben so vollkommen zu seyn. Nun aber müssen seine Begierde ins unendliche gehen. Er mag es so weit gebracht haben, als er will, so wird er allzeit andere vor sich sehen, und wenn er auch alle übertroffen, so fehlen ihm noch viele Güter die andere in einem weit niedrigeren Stande besitzen, weil sie nicht alle zugleich können genossen werden.

Diesen Gedanken glücklicher seyn zu wollen, als andere, wird er unmöglich ersticken können, wenn er nicht den verworrenen Begriff von Ehre, den er mit den äußeren Glücksgütern verknüpft, gänzlich davon trennt, und das Selbstgefühl so herstellt, daß es von denselben unabhängig ist.

So bald dieses geschehen, werden sich die Begierden leicht zum Ziel legen; da wir nichts als das nothwendige zu suchen haben, und die Natur allein zu befriedigen. Wie wenig aber diese fordere, ist fast unglaublich, und wie sehr

sie weiß das Gleichgewicht in Ansehung der wahren Glückseligkeit unter den Menschen zu erhalten.

Zwentes Kapitel.

Eigenes Bestreben nach Vollkommenheit.

Nachdem wir das Selbstgefühl auf dieser Seite in Ordnung gebracht haben, ist das erste Geschäft, so viel an uns ist, unser Selbst so herzustellen, daß wir eigenen Beyfall wahrhaft verdienen. Dies kann aber nicht geschehen, wenn wir nicht in der That sind, was wir seyn sollen. So lang nämlich freywillige Unvollkommenheiten in uns anzutreffen sind. Denn diese sind das natürliche Gegengewicht der Vallkommenheiten. So sehr letztere das Selbstgefühl erheben, so sehr drucken es erstere nieder. Wenn sie das Uebergewicht haben, so bringen sie den Menschen zur Verzweiflung, und vergiften alles Vergnügen, das die noch übrigen Vollkommenheiten ihm verschaffen. Wie mehr er sich hingegen davon frey macht, desto mehr steigen andererseits die Vollkommenheiten, und mit ihnen das Selbstgefühl empor.

Da aber kein Sterblicher ganz vollkommen, und dabey noch das veränderliche einem immerwährenden Wechsel ausgesetzt ist, so bleibt dieses

Geschäft die ganze Lebenszeit des Menschen. Er hat allzeit etwas zu verlernen, oder zu verbessern, nur mit diesem Unterschied, daß das Steigen in der Vollkommenheit meistens sehr langsam hergehet, das Fallen aber bey der Unvollkommenheit sehr geschwind geschehen kann. Ein einziger unglückseliger Augenblick kann eine Tugend, woran zwanzig Jahre gearbeitet worden, zernichten, und oft bleibt es nicht bey einem raschen Uebergang. Die verkehrten Gefühle wollen gleichsam wieder einholen, was sie verabsäumet. Das meiste kömmt darauf an, ob die Unvollkommenheiten von uns abhängen, oder nicht. Wenn sie nicht von uns abhängen, so ist es närrisch, sich darüber zu bekümmern. Die Menschen haben sich die Menge Bekümmernissen selber gemacht; als wenn sie nicht an sich schon unglücklich genug wären. Eine geringe Leibsungestalt macht manchem mehr Verdruß, als alle seine Thorheiten und Laster zusammen genommen. Eben so verhält es sich mit Armuth, geringer Herkunft, Stand, und noch mehreren Dingen, woran wir nicht schuld sind. Genug, wenn wir allen möglichen Vortheil aus unseren Umständen, sie mögen seyn, wie sie wollen, suchen zu ziehen, wenn wir durch erworbene Vollkommenheiten suchen zu ersetzen, was Natur und Menschen uns nicht genugsam zugedacht haben.

Das erste bleibt also, sich keiner freywilligen Unvollkommenheiten bewußt seyn. Die Gesetze des Wohlgefallens sind unabänderlich,

dieses

dieses aber an Harmonie gebunden. Ohne ihr kann kein Vergnügen statt finden. Nicht nur allein Philosophen, sondern was nur immer Mensch ist, stimmen hier überein, Stoiker, Academiker, und Epicuräer von ihrem Stifter an bis auf Horazen, und von diesem bis auf den St. Evremond, daß die erste Bedingniß zur Tugend und Glückseligkeit darin bestehe, keine Schuld, oder Laster auf sich haben. Auch dem niedrigsten unter den Menschen sind seine Laster, wenn er sie als Laster erkennt, unerträglich. Er wird sich die äuserste Mühe geben, ihnen den Schein der Tugenden beyzubringen.

Ordnung, Harmonie, und Schönheit gefällt uns, wir mögen sie antreffen, wo wir wollen, allein sie ist nicht so Seelen durchdringend, nicht so vergnügend, als wenn sie in Uns ist, und wenn Wir die Urheber davon sind, eine doppelte Quelle eines viel größeren Vergnügens, weil wir sie alsdenn unmittelbar durch den inneren Sinn fühlen. Dadurch wird der Grad des Bewußtseyn stärker, und der Grad der Klarheit. Was kann alle mögliche äußerliche Harmonie, als durch den Kontrast uns die Abscheulichkeit eigener Unordnung noch mehr fühlen machen, wenn unser inneres derselben nicht entspricht? Wenn wir die Urheber davon sind, so fühlen wir zugleich eigene Stärke, ein neuer Stoff zum Vergnügen. Kein Gegenstand ist würdiger, daß sich unsere Kräfte

daran üben, als wir Selbst, bey keinem ist die Belohnung größer und sicherer.

Die äußeren Empfindungen, besonders die starken sind der ordentliche Zustand des Menschen nicht. Es hieße also die Natur der Dinge verkehren, wenn man seine Glückseligkeit darin setzen wollte. Diese wird es nicht ungerochen hingehen lassen, über kurz oder lang wird sie die Strafe verhengen, wovon der unterste Grad der den starken Empfindungen so nahe Verwande Eckel ist. Hingegen sind Entnervung des Körpers, Verlust des Besten der Güter, der Gesundheit, die darauf folgende Zerrüttung des Geistes, folterende Vorwürfe die gewissesten Folgen davon.

Damit aber solche Harmonie erhalten werde, muß der Mensch fordersamst bey seinen Empfindungen und Handlungen den gehörigen Zweck und Maas beobachten. Denn eben dieses ist des Menschen erstes Vorrecht; daß während dem der Pöbel der Dinge die ihm ausgezeichnete Laufbahn nur Maschinenmäsig und aus blinden Trieben durchwandert, er aus Ueberzeugung, und eigener Wahl die seinige betritt, als Vertrauter und Freund der Natur ihre Absichten an sich und anderen beförderen hilft.

So großen Hang zur Harmonie ihm die Natur eingeflöset, scheint sie ihn dennoch in keine Nothwendigkeit versetzt zu haben, derselben allzeit zu folgen, um ihm das Vergnügen eigener Bearbeitung geniessen zu lassen. Unsere Anla-

gen

gen und Kräfte überhaupt sind die Saiten eines der besten Harmonie fähigen Instrument, welchen wir aber erst die verhältnißmäsige Spannung geben müssen. Durch hundert Zufälle können sie verstimmt werden, und schon durch den bloßen Nichtgebrauch werden sie nachlassen, und ihren Ton verliehren. Des Menschen Hauptgeschäft ist, daß er diese Harmonie herstelle, daß er den Geschmack davon allzeit zu verstärken, reiner und richtiger zu machen suche, seine edle Gefühle immer suche zu erhöhen, die Unedlen aber zu schwächen und ganz zu vertilgen. Wenn er sich dabey bewußt ist, daß er an Vollkommenheit wächst, daß er unter eigenen Händen wächst, so muß sein Vergnügen vollkommen seyn. Nicht so groß kann dasjenige seyn, das der Künstler fühlt, der unter seinen Händen einen Apoll oder einen Laacoon hervor kommen sieht, welcher ihm Unsterblichkeit verspricht, als das Vergnügen eines Menschen, der sich selbst täglich sucht vollkommener zu machen, und zugleich fühlt, daß er es in der That wird.

Dieses Vergnügen bekömmt einen außerordentlichen Zuwachs, wenn durch unsere Kräfte zugleich andere vollkommener und glücklicher gemacht werden. Wir nehmen allzeit wieder Theil daran, weil uns die Vollkommenheit auch außer uns vergnügt. Wie mehr wir Vollkommenheit verbreiten, desto mehr Stoff zu eigenem Vergnügen bereiten wir uns. Fremdes Vergnügen fällt auch durch die Sympathie auf uns

zurück, welche in diesem Falle viel stärker wirkt, weil sie von dem Gefühle eigener Kräfte unterstützt wird, und zwar zweckmäsig angewandter Kräfte, die noch dabey ein Gefühl des Sieges und der Großmuth meistens einschliessen. Selten werden wir fremde Glückseligkeit befördern, wo es uns nicht eine kleine Ueberwindung kostet. Die Eigenliebe macht doch unter der Hand ihre Einwendungen, alles für uns, und nichts für andere zu thun. Wenn sie besiegt werden, so ist das Vergnügen um so stärker.

Das beste davon ist, daß die Erhöhung des Selbstgefuhls, welche durch tugendhafte Handlungen hervorgebracht wird, auch nach denselben zurück bleibt. Das Gefühl der in uns, und unseren Handlungen befindlichen Harmonie geht über in das Bewußtseyn unser Selbst, und bleibt von ihm unzertrennlich.

Wie größer die Vollkommenheit der harmonierenden Theile ist, aus denen es hervorgebracht wird, desto seliger macht es auch. Es ist gleichsam die Quintessenz von den Vollkommenheiten, welche sich der Farbe, Geruch und Annehmlichkeit nach richtet nach denen verschiedenen Ingredienzen, von welchen sie abgezogen worden. Durch derselben Verschiedenheit wird auch die verschiedene Glückseligkeit der Menschen bestimmt.

Wenn wir das Bewustseyn dieser Harmonie, und rechtschaffene Absichten mit zurück nehmen, läßt sich gut in sich selbst zurückkehren, um durch den Umgang mit sich von der gehabten Arbeit auszuruhen, gleichsam als von dem hohen Meer in

den

den Hafen, wie es Africanus zu nennen pflegte, und seines durch edle Thaten nun noch so werthen Selbst zu geniessen, gleichwolen auch seinen Gedanken, welche lang genug einer bestimmten Absicht untergeordnet gewesen, nun ihren freyen Lauf zu lassen. Denn sie haben ihren Eigensinn, wornach sie von Gegenständen zu Gegenständen fortschreiten, und in welchem sie nicht wollen gestört seyn. Kein gewaltsamerer Zustand kann für den Menschen erdacht werden, als wenn er gar keine Augenblicke für sich hat, wo er nach Gefallen denken kann. Insonderheit wenn seine Geschäfte, mit seiner Neigung und dem natürlichen Lauf seiner Gedanken nicht übereinstimmen. Hingegen nichts angenehmers für ihn, als wenn er nach Gefallen in jene Stille zurück kehren kann, wo die Seele ihr ganz überlassen, friedlich ihre Lieblingsgedanken denkt, ihre wachende Träume ausbrütet, und sich in süssen Täuschungen einwieget. Genug: sie will nun einmal denken, und zwar wie ihrs gefällt, und hierüber will sie nicht befragt, vielweniger gestört seyn, nicht einmal durch die eigene Vernunft. Nein, diese darf es jetzt nicht wissen, was vorgeht. Wenn sie jemals den Menschen unglücklich machte, so wäre es, da sie ihm all seine Gedanken vorzälte, oder gar auf das genauste abwiegen wollte, noch vielweniger darf es ein anderer Menschenverstand wissen. Auch nicht einmal der Herzensfreund erfährt es. Wenn er auch durch lange Beobachtung der Reden, durch welche sich das Herz so oft verräth, auf einige Spuren

kömmt, so wird er doch nur bey dem allgemeinen stehen bleiben müssen. Vielleicht sind die Menschen einander in keinem Stücke ähnlicher als in diesem, und dennoch würden sie sich vielleicht in allen anderen lieber bloß geben, weil sie diese Aehnlichkeit am wenigsten kennen, da sie ein jeder verbirgt, so gut er kann.

Jedoch bey allem diesen jederzeit vorausgesetzt, daß das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit zum Grunde liege. Denn nichts steht dem Umgang mit sich selbst mehr im Weg, als ein böses Gewissen. So bald ein solcher Mensch in sich kehren will, sieht er seine Niederträchtige Thaten ihm Vorwürfe machen, wie ein Nero den Schatten seiner Mutter. Es lassen sich aber auch in dieser Stille die edelsten Gedanken denken. Eben jener Scipio Africanus, den wir schon berührt, war **niemal weniger müßig, als da er nichts zu thun schiene, und niemal weniger allein, als da er allein war;** (y) Hier dachte er sich das Ideal des besten Burgers, das er so gut an sich ausdruckte, hier dachte er sich auch das glücklichste Vaterland, wozu er das seinige zu machen suchte, hier ist auch die Zeit, wo der Beobachtungsgeist in das innerste der Dinge dringen kann. Während den Geschäften oder während dem Umgang mit anderen sind wir selten im Stande, zugleich auf uns, und zugleich auf sie zu sehen. Wenn wir aber zuruck rufen, was wir gethan, werden wir erst sehen, was

(y) Scipionem dicere solitum scripsit Cato, nunquam se minus otiosum esse, quam cum otiosus, nec minus solum, quam cum solus esset. Cic. de Offic.

was wir thun und nicht hätten thun sollen, was wir gewesen, und was wir hätten seyn sollen. Alsdenn wird sich auch manches in Ansehung anderer aufklären. Jenes Wort, jener Wink, deren Bedeutung uns entwischt, wird uns itzt ganz klar werden. Manchmal werden wir finden, daß wir einen ganz anderen Menschen vor uns gehabt, als wir glaubten. Welche Lehrstücke für das künftige?

Eben so vergnügt kehrt er von dieser Einsamkeit zu seinen vorigen Geschäften zurück. Er greift nun das Werk mit frischen Kräften an, die Seele sieht die zurückgelassenen Gegenstände in einem neuen Lichte. Es wird ihr nun leicht, was bey dem Schluß der vorigen Arbeit unüberwindlich schiene. Welcher mächtige Antrieb zur neuen Verwendung seiner Kräfte: **Menschen glücklich machen**, der Wirkungskreis mag eng oder weitschichtig seyn.

Es waren in verschiedenen Zeitaltern solche, die für ihre Mitbrüder denken, ihnen ihre Laufbahn auszeichnen, und die Mittel, glücklich zu seyn, haben an Handen geben müssen. Wenn wir auch nicht von der Zahl dieser sind, so bleibt uns noch immer genug zu thun übrig. Ist unser Wirkungskreis eng, so können wir um so eher unsere Absichten erreichen, wir können um so eher wahres Verdienst und Bedürfniß unterscheiden, der Affect bleibt um so wärmer, Dankbarkeit und Gegenliebe sind um so gewisser: so kann der Vater in seiner verlassenen Hütte, wenn ihn des Abends seine Familie umgiebt, für die er den Tag hin-

durch gearbeitet, ein so lebhaftes Vergnügen empfinden, als der Vater seines Volks auf dem Throne, wenn er mit einem Titus sich erinnert, daß er den Tag wohl verwendet.

Gleichwie aber der Mensch zu seinen Kräften Dinge zehlt, die außer ihm sind, so ist es billig, daß auch diese zu den nemlichen Absichten verwendet werden. Den Vorzug unter diesen behaupten Reichthum und Würde. Wie wenig sind aber, die sie zu geniessen wissen, da sie just das am wenigsten an denselben achten, was sie am meisten beneidenswerth macht, nemllich das Vermögen andere glücklich zu machen. Und in diesem Gesichtspunkt bleibt allzeit das, was Cicero von ihnen gesagt hat, wahr, absonderlich wenn der Reiche nicht einmal genug Geschicklichkeit, oder Muth besitzt seine Reichthume zu seinem eigenen Besten zu verwenden. Er verletzt noch dabey die Pflichten, die er vermög des gesellschaftlichen Vertrags zu erfüllen hat, da er die größesten Vortheile des gesellschaftlichen Lebens genießt, anderen aber blos die Beschwehrden zuwelzt. Eben dadurch ist er auch klein, da er mitten in der Gesellschaft für sich allein denkt, für sich allein arbeitet, eigenes Interesse, eigenes Vaterland, eigene Aussichten hat, bey allem dem nur ein Mensch, nur ein Ding ist, welches, wie sehr es sich auch ausdehnt, in Vergleichung mit dem ganzen verschwindet.

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz,

Die Geschichte des Selbstgefühls

Frankfurt u.a. 1774

P.o.germ. 504#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109477-2
VD18 14544555-001